Zeitschrift: Beiträge zur Heimatkunde / Verein für Heimatkunde des Sensebezirkes und der benachbarten interessierten Landschaften

Herausgeber: Verein für Heimatkunde des Sensebezirkes und der benachbarten interessierten Landschaften

Band: 20 (1948-1949)

Artikel: Sagen und Märchen aus dem Senseland : dritter Teil

Autor: Kolly, German

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-956576

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Gassentätscher.

Vor mehr als zweihundert Jahren lebte in einer halbzerfallenen Bretterhütte nahe bei der Stadt ein Bettler. Im Oberland kannte ihn jedes Kind, denn von Zeit zu Zeit klopfte er von Bürglen bis Plaffeien an alle Häuser, klagte seine Not und bat « der tausendgottswillen » um ein Almosen. An Markttagen lungerte er auf der Landstrasse herum und hielt allen Leuten bittend den Hut hin. Eines Morgens aber fand man ihn am Brünisbergstutz tot auf der Strasse. In der Dunkelheit hatte ihn wohl ein Fuhrwerk überfahren. Als man seine Hütte untersuchte, fand sich da eine grosse Kiste voll Geld, ein ganzes Vermögen. Also hatte er nicht aus Not gebettelt, sondern aus Habgier und Arbeitsscheu und so durch Lug und Trug den wirklich Armen ihr Brot vorweggenommen. Man glaubt, dass er darum nicht selig werden konnte und erst auf Erden seine Schuld büssen musste.

Von dieser Zeit an sah man jetzt alle Nächte einen grossen roten Hund auf der Oberlandstrasse herumlaufen. Seine Augen leuchteten wie Feuer. Liess man ihn ruhig, so tat er niemand etwas zu leide. Aber die meisten Leute flohen doch entsetzt von dannen, wenn in der Dunkelheit plötzlich zwei Lichter aus einem Gebüsch herauskrochen und langsam näher kamen. Nirgends war man sicher vor dem Ungetüm. Vom Bürglentor bis hinauf nach Plaffeien tauchte es bald hier, bald dort auf. Man nannte es den « Nachthund » oder den « Gassentätscher ». Wer ihn plagte oder herausforderte, der konnte etwas erleben.

In Plaffeien kamen einst einige fröhliche Burschen um die Feierabendstunde singend aus einer Wirtschaft. Als sie sich dem

Dorfbrunnen näherten, sahen sie hinter demselben zwei Feuerlein im Dunkel leuchten. Die Buben ahnten, was das sein könnte und riefen frech und übermütig: « Heh! Gassetätscher, hescht du no Turscht?» Jetzt kam hinter dem Brunnen hervor ein grosser Hund. Der leuchtete so rot, als ob er brennen würde. Langsam näherte er sich ihnen und riss seinen furchtbaren Rachen auf. Feuer quoll heraus. Dann streckte er ihnen seine flammende Zunge entgegen. Sie war solang wie ein Zaunstecken. Den Burschen verging der Übermut. Zitternd vor Angst jagten sie auf einem Nebenwege davon. Aber da kam ihnen von dort her das Nachtgespenst in einer andern Gestalt entgegen. Ein riesiger « Muni » mit Augen wie Feuerräder, den Grind zu Boden gesenkt, die Hörner drohend nach vornen gerichtet und Flammen aus den Nüstern blasend, stürzte brummend und surrend auf sie los. Schlotternd und zähneklappernd kehrten sie um und wollten den Weg zurückeilen. Da stand wieder ein anderes Ungetüm vor ihnen. Es war so gross wie ein Speicher und sein offener Rachen glich einem Backofen voll Feuer. Todesangst ergriff die jungen Leute und mit dem Mute der Verzweiflung satzten sie seitwärts über Hecken und Zäune, pfützten zwischen zwei Häusern hindurch, gelangten wieder zur Wirtschaft, stürzten in den Hausgang und schmetterten die Türe zu. Totenbleich, an allen Gliedern schlotternd und kaum mehr der Sprache mächtig baten sie um Unterkunft für die Nacht. Um keinen Preis hätten sie sich mehr hinausgewagt.

Es war in einer Frühlingsnacht. Der Mond schien hell, die Luft war lind und die Bäume voll duftender Blust. Ein Jüngling wanderte von Plaffeien nach Plasselb. Im Ried schwenkte er von der Strasse ab, denn in einem der Häuser wohnte sein Schatz. Den wollte er noch grüssen und ein Weilchen mit ihm plaudern. Die Nacht war ja so schön. Als er aber vor das Fenster seiner Liebsten kam, da lag just mitten vor demselben ein grosser, roter Hund auf der Holztische. Der schaute ihn mit funkelnden Augen an und begann drohend zu knurren. Der verliebte Junge war nicht gesonnen, sich von diesem zottigen Nebenbuhler um sein Liebesstündchen bringen zu lassen. Schnell entschlossen ergriff er ein Holzscheit und warf es ihm an die Schnauze. Jetzt sprang die Bestie von der Beige herunter, bellte fürchterlich, spie aus dem schreck-

haft aufgerissenen Rachen Feuer und Flammen gegen ihren Widersacher und drohte ihn zu zerreissen. Dem Burschen war seine Liebeslust plötzlich vergangen. Er eilte so schnell als ihn seine Füsse trugen davon. Aber mit zwei drei Sprüngen war der Gassentätscher wieder hinter ihm. Mit einem mächtigen Satz sprang er ihm auf die Schultern, fuhr ihm mit seinen kratzigen « Talpen » durch die Haare, über die Wangen und über das Gesicht und zwang ihn, mit dieser schweren Last eine halbe Stunde lang zu springen gegen Sahli, Gansmatt und Sonnenhalde. Schwitzend, keuchend und halb erstickt kam er endlich beim Kreuze vor dem Dorf Plasselb an. Da fiel der Nachthund von seinem Rücken und verschwand.

Dieses Ereignis wurde bald in der ganzen Gegend bekannt. Kilter und Nachtschwärmer blieben jetzt immer daheim, und die Mädchen wagten es nicht mehr, nach dem Abendläuten ein Fenster zu öffnen. Sie fürchteten, der Gassentätscher könnte auf der Scheiterbiege Nachtwache halten.

Später einmal zeigte sich der Nachthund auf dem Friedhof in Bürglen. Da ging ein beherzter Mann hin und berührte ihn mit einem geweihten Rosenkranze. Nun geschah etwas merkwürdiges. Das Ungetüm verwandelte sich zuerst in eine schwarze Ziege und dann in eine menschliche Gestalt in weissem Gewand. Diese sank auf einem Grabeshügel zusammen und verschwand.

Von diesem Tage an hat man den Gassentätscher nie mehr gesehen.

Der Ochs von Düdingen.

Zu Anfang des 14. Jahrhunderts stand in Düdingen ein Kirchlein, das für die wachsende Ortschaft längst zu klein war. Aber es barg als kostbares Heiligtum einen Schrein mit Reliquien des heiligen Apostelfürsten Petrus, die von der Bevölkerung der ganzen Gegend hoch verehrt wurden.

Um diese Zeit brach zwischen den Städten Freiburg und Bern ein Krieg aus. Die Feinde drangen ins untere Sensetal vor, raubten, plünderten und brandschatzten. Schon nahten sie sich Düdingen. Da eilten die Dorfgenossen zusammen und hielten Rat, wie sie die Reliquien vor der Raubgier und blinden Zerstörungswut des Feindes retten könnten. Es wurde beschlossen, dieselben einem Ochsen auf die Hörner zu binden und dann das Tier an einen sicheren Ort zu bringen, bis alle Gefahr vorüber sei. Der Ochs wurde herbeigeschafft und ihm der Schrein mit den Heiligtümern sorgfältig an den Hörnern befestigt. Aber in diesem Augenblicke stürmten schon die Berner mit wildem Kriegsgeschrei ins Dorf. Darob erschrak der Ochs und ergriff die Flucht. Mit mächtigen Sprüngen satzte er zum Dorfe hinaus und verschwand im nahen Walde.

Die Berner drangen immer weiter vor und kamen bis an die Tore der Stadt Freiburg. Dort wurden sie aber zum Rückzug gezwungen. Als endlich der Kriegslärm im Lande verstummte, da machten sich die Düdinger auf die Suche nach dem Ochsen. Sie fanden ihn friedlich weidend in nächster Nähe des Dorfes. Der Reliquienschrein ruhte noch unversehrt auf seinen Hörnern. Hier hatte

der Himmel ein Zeichen getan. Die ganze Bevölkerung vereinigte ihre Kräfte und baute an dieser Stelle eine geräumige Kirche. Sie wurde dem heiligen Petrus geweiht. Die Reliquien kamen auf einen Seitenaltar, und über ihnen prangten als Zierat die Hörner ihres Beschützers. Bei einem späteren Umbau der Kirche trug man die Reliquien, die indessen eine kunstvolle Einfassung erhalten hatten, in die Friedhofkapelle über. Dort sind sie heute noch zu sehen. Die Ochsenhörner aber wanderten in die Sakristei. Im Laufe der Zeit ging eines verloren, und das andere wurde in ein Musikinstrument umgewandelt. Im Wappen der Gemeinde aber halten sie für alle Zeiten und Generationen die Erinnerung an jenes denkwürdige Ereignis wach.

St. German und die Schlangen.

Auf dem Platze, wo heute die Kirche von Rechthalten steht, soll in alter Zeit ein römischer Turm gewesen sein, der als Gefängnis diente. Im Laufe der Jahre zerfiel er und bildete einen mächtigen Steinhaufen. GiftigeSchlangen hausten darin in grosser Zahl. Sie belästigten Menschen und Vieh und waren für die ganze Gegend eine böse Plage. Da beteten die Rechthaltner zum heiligen Germanus und machten dieses Versprechen: «Wenn du uns von den Schlangen befreist, so bauen wir zu deiner Ehre beim Römerturm eine Kirche». Das Gebet wurde erhört. In kurzer Zeit verschwanden alle Schlangen. Nun wurde die Kirche gebaut. Ihr Glockenturm soll noch auf den Fundamenten des römischen Baues stehen. St. Germanus wurde zum Patron der Kirche und der Pfarrei erhoben. Er hat über Rechthalten gewacht und daselbst nie mehr eine Schlange geduldet.

*
* *

In späterer Zeit, — es mögen vielleicht hundertfünfzig Jahre her sein — da trat eines Sonntags nach dem Gottesdienste ein fahrender Komödiant in die Wirtschaft von Rechthalten. Er stellte eine Kiste auf den Boden, zog eine Flöte aus der Tasche und begann eine eintönige Weise zu spielen. Auf einmal hob sich der Deckel des Kastens und eine Schlange streckte züngelnd den Kopf heraus. Sie kroch immer weiter und weiter hervor. Es war ein riesiges Tier. Erst ringelte sie sich auf dem Boden, dann richtete sie sich auf und machte das Männchen. Der Komödiant spielte eine andere Melodie. Jetzt wand sich die Schlange an seinen Beinen empor, ringelte sich um seinen Leib und legte sich endlich um seinen Hals. Noch viele andere Kunststücke wurden gezeigt.

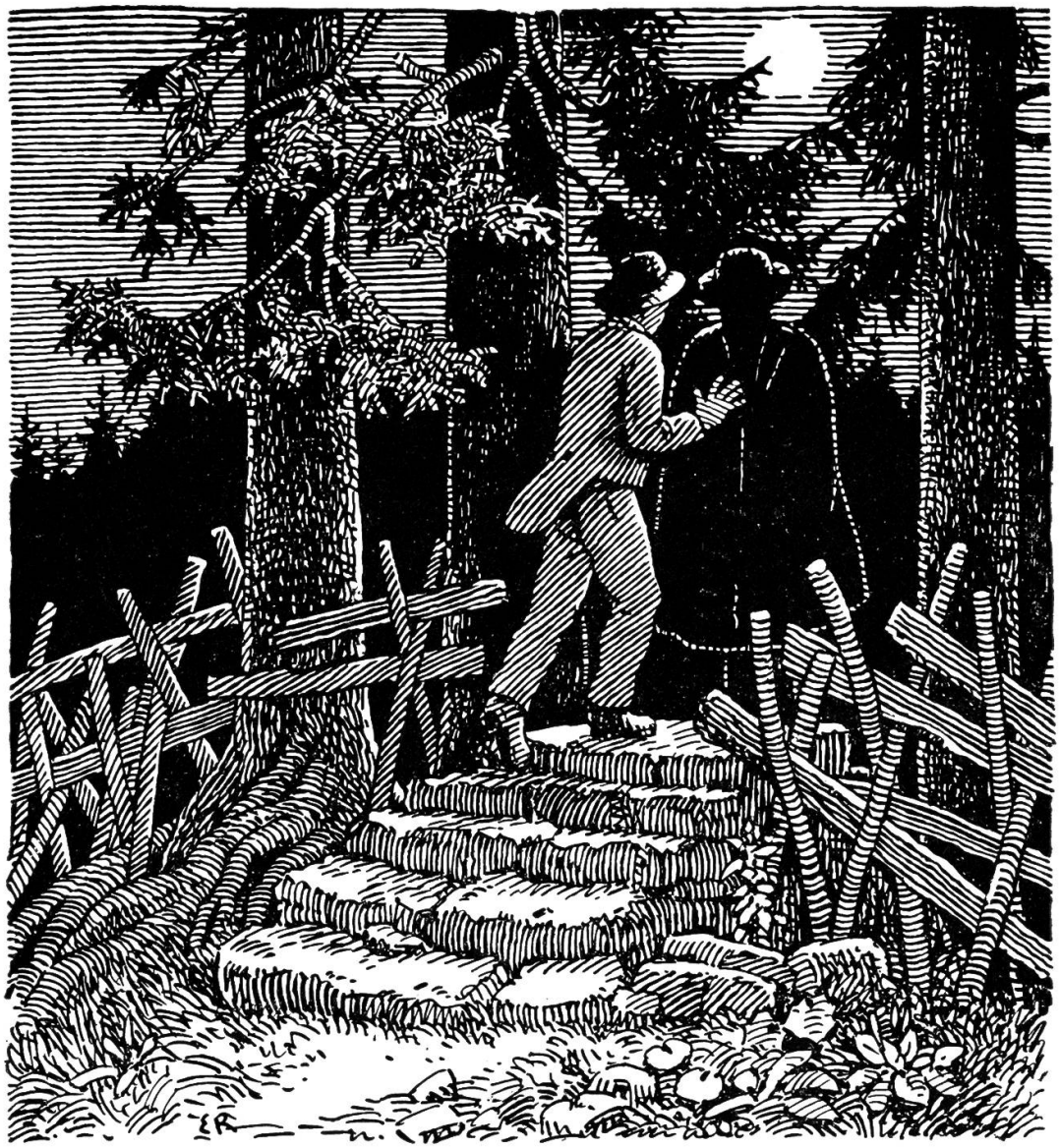
So verging die Zeit und es rückte schon gegen Mittag. Da trat ein Rechthaltner zu dem Manne und erklärte ihm, er solle mit dem Tiere verschwinden, bald werde es Mittag läuten. Die grosse Glocke sei dem heiligen Germanus geweiht, und der dulde in Rechthalten keine Schlangen. Sobald sie ertöne, werde seine Schlange kaput gehen. Der Fremde lachte aus vollem Halse und sagte, das sei Unsinn und Aberglauben und fuhr mir der Vorstellung weiter. Als es Mittag schlug,liess er sein Tier nochmals hochauf das Männchen machen. In diesem Augenblick fing die grosse Glocke an zu läuten. Da sank die Schlange zusammen und gab kein Lebenszeichen mehr von sich. Der Komödiant legte sie in den Kasten, schlug den Deckel zu und verliess fluchtartig die Wirtschaft.
Es ist halt so:
Sankt Germanus duldet in Rechthalten keine Schlangen.

Sonderbare Begegnung.

Hans Bæchler von Rechthalten und sein Nachbar lebten viele Jahre in schönster Eintracht miteinander. Sie halfen sich gegenseitig bei den schweren Arbeiten, sie klagten sich ihre Leiden und Sorgen, sie teilten ihre Freuden miteinander — sie waren wie zwei Finger an einer Hand. Wie heute, so gab es auch damals Leute, die nur an Disharmonie, Zank und Streit ihre Freude hatten. Ihnen war die Freundschaft der beiden Nachbarn ein Dorn im Auge, ein nagender Wurm im Herzen. Sie suchten bei jeder Gelegenheit und mit allen erdenklichen Mitteln Zwietracht zu säen. Die böse Saat ging auf. Es kam zwischen den beiden zu einer Auseinandersetzung, die zum Streit überging und mit dem endgültigen Zerwürfnis endete. Mit Wehmut dachten sie oft an die schöne Zeit der Freundschaft und des Friedens wie an ein entschwundenes Liebesglück zurück. Es fehlte zwar nicht an beidseitigen Versuchen, die Eintracht wieder herzustellen, aber die Wunde war zu tief, sie schloss sich nicht. Vielleicht später. Später ? — Nicht lange nachher starb der Nachbar eines plötzlichen Todes, ohne sich ausgesöhnt zu haben.

Vierzig Jahre vergingen. Hans Bæchler war ein alter, müder Mann geworden. An einem der letzten goldenen Herbsttage des Jahres ging er nach der Gauglera, um seinen Verwandten einen Besuch zu machen. Er säumte sich länger, als er beabsichtigt hatte, und als er sich endlich auf den Rückweg machte, da war die Nacht längst hereingebrochen. Aber der Mond leuchtete hell auf seinen Weg. Am Waldrand oberhalb Grunholz führte eine

Treppe aus Steinplatten über einen Zaun. Als Bæchler sich ihr näherte, sah er von der andern Seite her einen Mann auf sich zukommen. Der Fremde war in einen dunklen Mantel gehüllt, und ein



breiter, tief über die Stirne gezogener Hut verdeckte sein Gesicht. Beide gingen auf die Treppe zu, setzten gleichzeitig hüben und drüben den Fuss auf den ersten Tritt, stiegen die vier, fünf Stufen empor und standen fast plötzlich oben auf der Stiege einander gegenüber. « Guten Abend », sagte Bæchler. Da schlug der

Fremde den Mantel zurück, reichte ihm die Hand und sprach : « Glückseliger Abend für dich und mich ». Hans stiegen die Haare zu Berge, und ein kalter Schauer rieselte ihm über den Rücken. Der vor ihm stand, jetzt kannte er ihn, es war sein längst verstorbener Nachbar. Mit zitternder Stimme fragte Bæchler: « Was fehlt dir ? » Der Tote antwortete: « Erschrecke nicht, Hans. Vierzig Jahre habe ich in der andern Welt gelitten, weil ich ohne Versöhnung von dir gegangen bin. Mit namenloser Sehnsucht habe ich dem Tage entgegengeharrt, an dem ich dir die Hand drücken durfte. Nun ist es geschehen. Mir fehlt jetzt nichts mehr zur ewigen Seligkeit. Mache dich bereit, bald wirst du mir folgen. Das sei mein letzter Freundesdienst ». Mit diesen Worten verschwand er und Bæchler stand allein auf der Treppe.

Wie gehetzt eilte er heimzu. Er glaubte immer noch die kalte Hand des Freundes zu fühlen und seine Grabesstimme zu hören. Schweissgebadet langte er zu Hause an und legte sich ins Bett. Ein böses Fieber befiel ihn und raubte ihm nach und nach seine Kräfte. Als der Winter die ersten Flocken streute, trug man Hans Bæchler auf den Friedhof hinaus. Seine Seele aber wird den Freund wiedergefunden haben in einer schönern und bessern Welt.

Das Armseelenlicht.

Eine fromme Frau hatte die Gewohnheit, jeden Abend ein Lichtlein anzuzünden für die armen Seelen. So hatten es schon ihre Mutter und ihre Grossmutter getan und dafür oft wunderbare Hilfe in schweren Anliegen erhalten. Der Mann liess sie anfänglich gewähren. Mit der Zeit fing er an zu brummen. Erst sagte er, das Licht störe ihn, so könne er nicht schlafen. Später behauptete er, das sei eine unnütze Verschwendung, man könnte das Geld für nötigere Sachen brauchen. Schliesslich verbot er es gänzlich. Die Frau geriet in eine üble Lage. Sie wollte mit dem Manne, der sonst gut zu ihr war, nicht in Streit geraten. Aber sie liess auch nicht gerne von ihrer frommen Gewohnheit, weil sie von deren Nützlichkeit fest überzeugt war. Da kam ihr ein rettender Einfall. Sie trug das Armseelenlicht in den Keller. Dort zündete sie es jeweils vor dem Schlafengehen an und löschte es am Morgen wieder. So trieb sie es längere Zeit.

Einmal, in einer kalten Winternacht, kehrte der Mann zu später Stunde heim. Schon von weitem fiel ihm etwas auf. Im ganzen Hause waren die Lichter gelöscht; nur aus dem Kellerfenster drang ein roter Feuerschein. « Diebe — oder Brand », schoss es ihm durch den Kopf und er eilte was sein Atem hergab heimzu. Jetzt stand er vor der Kellerlucke, presste sein Gesicht an die Scheiben und — erschauerte. Nie mehr in seinem Leben wird er dieses Bild vergessen können. Inmitten des Kellers flackerte auf einem Fasse das Armseelenlichtlein. Darum und darüber reckten sich hundert, ja vielleicht tausend Händepaare, als wollten sie an der winzigen

Flamme ein Fünklein Wärme erhaschen. Es waren Hände von Männern, Frauen und Kindern, — feine, glatte, — alte, runzelige — vernarbte, schwielige — andächtig gefaltete — verzweifelnd gerungene — hoffend ausgebreitete. Alle wirbelten durcheinander wie die Stäubchen im Zimmer, wenn ein Sonnenstrahl hereinfällt. Sie drängten zum Licht, verschwanden im Dunkel, tauchten wieder auf, schwebten empor, verschwanden...

Dieser Blick ins Kellerfenster hatte genügt um den Mann für immer von seinem Vorurteil zu befreien. Noch am selben Abend verordnete er, das Armseelenlicht solle inskünftig jede Nacht auf dem Familientisch brennen, — so wie früher.

Den Toten nichts Böses nachsagen.

Es war im Frühjahr, wenige Tage vor der Alpfahrt. Hoch oben im Plasselbschlund arbeiteten in einem Stafel zwei Zimmerleute. Sie wollten noch einen neuen Stallboden einlegen, bevor die Herden anrückten. Die beiden arbeiteten den ganzen Tag, wurden aber bis zum Abend nicht fertig. Sie beschlossen darum in der Hütte zu übernachten und anderntags die Arbeit zu beendigen. Bis spät in die Nacht sassen sie am Feuer und plauderten. Dann gingen sie in die Stube und legten sich nebeneinander in die breite Bettera. Der Mond schien hell durch das Fenster und ihnen gerade ins Gesicht. Sie konnten darum nicht schlafen und setzten ihr voriges Gespräch fort. Bald kamen sie auch auf den Eigentümer der Alp zu sprechen, der vor wenigen Tagen gestorben war.

« Er hat früh sterben müssen », sagte einer.

« Ist selber schuld gewesen », entgegenete der andere.

« Wieso ? — zu Tode gearbeitet hat er sich wenigstens nicht. »

« Nein, aber zu Tode getrunken ».

« Man sah ihn doch selten in der Wirtschaft. »

« Er hat zu Hause geschöppelt, — am Morgen nüchtern ein Gläschen, am Vormittag zwei drei, am Nachmittag einige, und vor dem Schlafengehen noch ein letztes. So alle Tage, — seit einigen Jahren. »

« Ja, dann wundere ich mich nicht mehr, dass er schon sterben musste. Dieses regelmässige Gläseln höhlt den stärksten Mann aus, und eines Tages stürzt... »

« Ssssst... »

Das Gespräch verstummte jäh. Die beiden Männer fühlten, wie ein eiskalter Körper sich zwischen ihnen ausstreckte. Sie schauten sich um und erschauderten... In ihrer Mitte lag der verstorbene Besitzer der Alp. Ganz deutlich sahen sie ihn. Der Mond schien auf sein wachsbleiches Gesicht. Sie wollten fliehen, — aber die Beine versagten den Dienst. Der Schreck hatte sie gelähmt. So mussten sie bleiben, — die ganze Nacht mit wachen Sinnen neben dem Toten liegen. Erst als die Morgenglocke aus dem Tal herauf klang, verschwand der kalte Bettgenosse, und der Bann wich von ihren Gliedern.

Fluchtartig verliessen sie das Haus und hasteten den Berg hinunter. Erst im Tale drunten blieben sie erschöpft stehen und schauten verwundert einander an. Ihre Haare waren in dieser einen Nacht silberweiss geworden.

« Das waren furchtbare Stunden », sagte der eine. « Die werde ich nie mehr vergessen, und wenn ich tausendjährig würde. Was sollte das wohl bedeuten ? — Dass wir bald sterben müssen ? »

« Nein, das glaube ich nicht », entgegnete der andere. « Aber wir sind bestraft worden, weil wir gefrevelt haben. Unsere Vorfahren sagten immer, von den Toten dürfe man nur Gutes reden. Sie hatten recht. Es ist nicht an uns, über das Tun und Lassen der Verstorbenen zu Gerichte zu sitzen. Das wird der ewige, allwissende Richter unendlich besser besorgen als wir armseligen, unwissenden Menschen. Hat er doch selbst gesagt: Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet. »

Frevelhafter Spass.

In einer abgelegenen Gegend standen zwei Häuser. In dem einen wohnten zwei Brüder, im andern ein guter, einfältiger Tropf. Eines Tages kamen die Brüder auf den Gedanken, den dummen Nachbar einmal märterlich zu erchlüpfen. Der Plan war bald gemacht. Der Jüngere legte sich auf den Stuhl und stellte sich tot. Der Ältere deckte ihn mit einem Leintuch zu, zündete auf dem Tische ein Armseelenlichtlein an und stellte einen Teller mit Weihwasser und Palmzweig daneben. Dann ging er zum Nachbar und sagte: « Mein Bruder ist letzte Nacht plötzlich gestorben. Willst du kommen und eine Stunde bei ihm wachen ? Ich gehe unterdessen ins Dorf hinunter, um mit dem Pfarrer wegen der Beerdigung zu reden. » Der Einfältige war einverstanden. Er nahm seinen Stock und ging ins Nachbarhaus. Dort setzte er sich neben der Leiche auf einen Stuhl und hielt Wache. Plötzlich fing das Leintuch leise an zu wackeln. Die Finger des Toten bewegten sich darunter. Sie gingen auf und ab als ob sie spielten. Der Wächter sah es, blieb aber ruhig sitzen. Nach einer Weile hob sich der Kopf des Leichnams langsam empor. Der Wächter erschrak nicht. Er griff nach seinem Knotenstock und liess ihn mit Wucht auf den Kopf des Toten niedersausen. « We du tot büt — mut du tot bibe », brummte er dazu. Jetzt hielt sich die Leiche fein still und bewegte sich nicht mehr.

Nach einer Weile kam der ältere Bruder zurück. Er war erstaunt den Toten und den Wächter noch immer hier zu finden. Neugierig hob er das Leichentuch empor und prallte entsetzt zurück. Es lag wirklich ein Toter auf dem Stuhle.

St. Silvester.

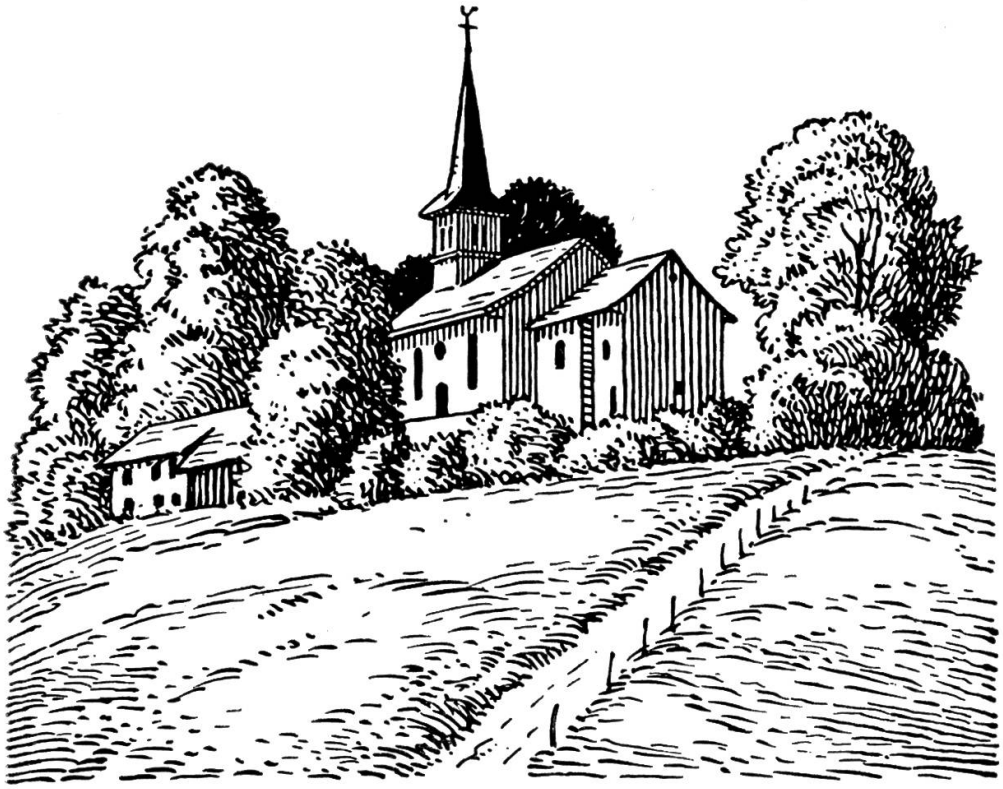
Ein Kirchlein steht im Blauen,
Auf steiler Bergeshöh.
(W. Kilzer.)

In ferner, grauer Zeit soll auf dem Hügel, wo heute die Kirche von St. Silvester steht, ein frommer Einsiedler gelebt haben. Die Felsenhöhle, welche ihm als Wohnung diente, wird noch jetzt gezeigt. Später wurde über ihr eine Kapelle erbaut und der Ort erhielt den Namen *Baselgin* (= kleine Kirche). Diese Kapelle fiel aber der Zerstörung anheim. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts baute sie ein Laienbruder aus dem Kloster Altenryf mit eigenen Händen wieder auf. Sie wurde dem heiligen Silvester geweiht. Dann meldet die Sage:

Im Laufe der Jahrhunderte vermehrte sich die Bevölkerung und das Heiligtum wurde zu klein. Da versammelte sich die Gemeinde und beschloss ein grösseres zu errichten. Doch wo ? Über diese Frage konnte man sich lange nicht einigen. Einige Bürger wollten wieder oben auf dem Hügel bauen. Andere sagten, die neue Kirche gehöre auf die Ebene von « Zur Schür ». Dort werde mit der Zeit auch ein Dorf entstehen. Diese Ansicht gewann immer mehr Anhänger. « Eine Kirche und ein Dorf », so hiess jetzt die Losung. Auf der Ebene von « Zur Schür » stand neben der Strasse ein mächtiges Steinkreuz. Da sollte nun die neue Kirche gebaut werden. So hatte es endlich die Mehrheit der Bürger beschlossen. Aber es kam anders.

Der Frühling zog ins Land, und St. Silvester begann mit dem Bau des neuen Gotteshauses. Die ganze Bevölkerung war voll Be-

geisterung. Jeder wollte Hand anlegen, jeder wollte mithelfen am Werke. Sand, Steine, Holz und Kalk wurden auf den Platz geführt. Das war ein Kommen und Gehen, ein freudiges Schaffen wie um einen Ameisenhaufen. Nun kam der Baumeister mit dem Plan in der Hand und begann beim Steinkreuz den Platz abzumessen und abzustecken. Andern Tages sollte mit dem Aushub der Fun-



damente begonnen werden. Als aber die Arbeiter auf dem Platz erschienen, da sahen sie staunend einander an; das Steinkreuz war über Nacht verschwunden, und nicht einmal die Stelle, wo es gestanden, war erkennbar. Jetzt fing man an zu fragen und zu suchen. Endlich fand man es oben auf dem Hügel, vor der alten Kapelle. Niemand wusste zu erklären, wie das gekommen war. Menschenhände konnten dies unmöglich getan haben.

Aber der Bauplatz war nun einmal abgesteckt und das Material zur Stelle. Also begann man die Fundamente zu graben. Am nächsten Morgen gab es wieder eine Aufregung; es fehlten alle Werkzeuge. Über Nacht waren sie weggenommen worden. Man

fand sie endlich auf dem Hügel droben neben dem Steinkreuz. Noch wurde ein Tag lang gegraben, aber der Eifer liess merklich nach. Eine Ahnung beschwerte die Herzen, es könnte alle Arbeit umsonst sein.

Am dritten Morgen gab es eine neue Überraschung. Alles Material, —Holz, Sand und Steine — war verschwunden. Man fand es schön geschichtet und geordnet beim Steinkreuz oben auf dem Hügel. Nun erkannten die Bürger, dass eine höhere Macht in ihre Pläne gegriffen und ihnen deutlich und klar den Platz gezeigt habe, wo die Kirche zu bauen sei. Oben auf dem Berge legte man jetzt die alte Kapelle nieder und begann das neue Heiligtum zu bauen. Rasch und unbehindert wuchs das Werk empor. Noch ehe der Winter ins Land zog, war es glücklich vollendet. — Dieses Gotteshaus stand bis zum Jahre 1898, wo es abermals zu klein wurde und dem heutigen Platz machen musste.

Der Wunsch des Volkes, die Kirche inmitten des Dorfes zu haben, ging also nicht in Erfüllung. Was machte das den Leuten? Sie hatten dafür die hohe Freude, ihr Heiligtum auf den herrlichsten Platz der Heimat gestellt zu haben. Es gibt in unserem Lande Kirchen, die grösser, schöner und reicher sind als jene auf dem Berge. Doch keine ist so schön gelegen wie sie. Ein Gleichnis des Himmelreichs möchte man sie nennen. Schmal und steil und mühsam ist der Weg, der zu ihr emporsteigt. Eng ist die Pforte, durch die du eintrittst. Aber drinnen umfängt dich himmlische Ruhe. Hier bist du fernab vom Lärmen und Hasten und Treiben der Welt. Und gehst du hinaus und blickest gegen Morgen, dann stehst du wie geblendet vor der Pracht der Berge. Da ragen ganz nahe vor dir die Höhe von Neuhaus und die Muschenegg empor, weiter zurück erheben sich der Schweinsberg und die Pfeife, und zu hinterst wölben sich die Gipfel der Stockhornkette wie ein Riesenaltar zum Himmel hinauf. Richtest du den Blick gegen Abend und Mitternacht, dann siehst du das ganze Mittelland mit Dörfern und Städten mit dunklen Wäldern, grünen Matten und goldenen Kornfeldern zu deinen Füssen liegen. — Rings um die Kirche breitet sich wie ein Blumengarten der Friedhof aus. Mächtige, uralte Linden und Ulmen halten treu die Wacht. In ihren Wipfeln orgelt der Bergwind und singen die Vögel das ewige Lied vom Auferstehn.

Die St. Jostkapelle.

In der Nähe des Bisenbergklosters steht die alte St. Jostkapelle. Sie wird urkundlich schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts genannt. Die Sage weiss von ihr zu berichten:

An der Stelle, wo heute die Kapelle steht, wurde einst ein junger, vornehmer Mann ermordet aufgefunden. Alle Nachforschungen nach dem Mörder oder der Mörderin blieben erfolglos, und das Verbrechen blieb ungesühnt. Bald aber ging der Geist des Ermordeten an dieser Stätte um. Leute, die in später Stunde dort vorbeigingen, erblickten einen Jüngling mit blutigem Wams und einem Dolch in der Brust. Sie hörten ihn stöhnen, sahen ihn niedersinken und verschwinden. Das Gerücht um den grausigen, nächtlichen Spuk breitete sich immer weiter aus und niemand wollte mehr an dem Orte vorbeigehen. Um die Untat zu sühnen und dem Geist des Ermordeten Ruhe zu verschaffen, baute man an der Stelle eine kleine Kapelle und weihte sie dem heiligen Jost. Das wirkte. Der Geist wurde von da an nicht mehr gesehen und die Leute gingen wieder ohne Furcht am Orte vorbei.

Später, — vielleicht dreihundert Jahre später, — ereignete sich an der gleichen Stelle nochmals ein seltsamer Vorfall, der wohl mit dem vorigen in Zusammenhang stand.

Im Schwand droben lebte damals ein Mann, der ging alle Jahre nur einmal in die Stadt, um zu « ostern ». Soeben hatte er diesen schweren Gang wieder getan und wollte erleichtert ins Bergland zurückkehren. Als er am hellen Nachmittag an der St. Jostkapelle vorbeikam, da tauchte neben derselben ein wunderschönes Fräulein auf. Es trug ein sehr vornehmes, aber ganz altmo-

disches Kleid. Die Jungfrau winkte, er solle näher kommen. Aber er schüttelte den Kopf. Jetzt fing sie an zu reden: « Komm, ich muss dir etwas sagen ». Der Bergler, der ganz in Osterstimmung war und die Dame für einen lockeren Zeisig hielt, schüttelte abermals energisch den Kopf. Da fiel das schöne Mädchen auf die Knie nieder, presste beide Hände vor das Gesicht und rief weinend aus: « Mein Gott ! — so muss ich noch einmal hundert Jahre warten ». Dann verschwand es.

Die Kapellen im Senselande.

Was schimmert dort auf dem Berge so schön,
Wenn die Sternlein hoch am Himmel aufgehn?
Das ist die Kapelle still und klein,
Sie ladet den Pilger zum Beten ein.
(C. Breidenstein.)

Unser Ländchen ist noch reich an alten, schönen Kapellen. Die einen grüssen von luftigen Höhen hernieder, die andern stehen wohlbehütet inmitten der Gehöfte, die dritten erheben sich an Strassen und laden den Wanderer zu kurzer Rast und Besinnung ein. Sie alle erzählen uns vom frommen Sinn der Väter, von Not und Leid, von Kummer und Sorge, aber auch von wunderbarer Hilfe, von Trost und reichbelohntem Gottvertrauen.

1. Buche.

Krieg war ausgebrochen. Die Glocken riefen es ins Land hinaus, und von den Höhen verkündeten es am Abend die Feuer.

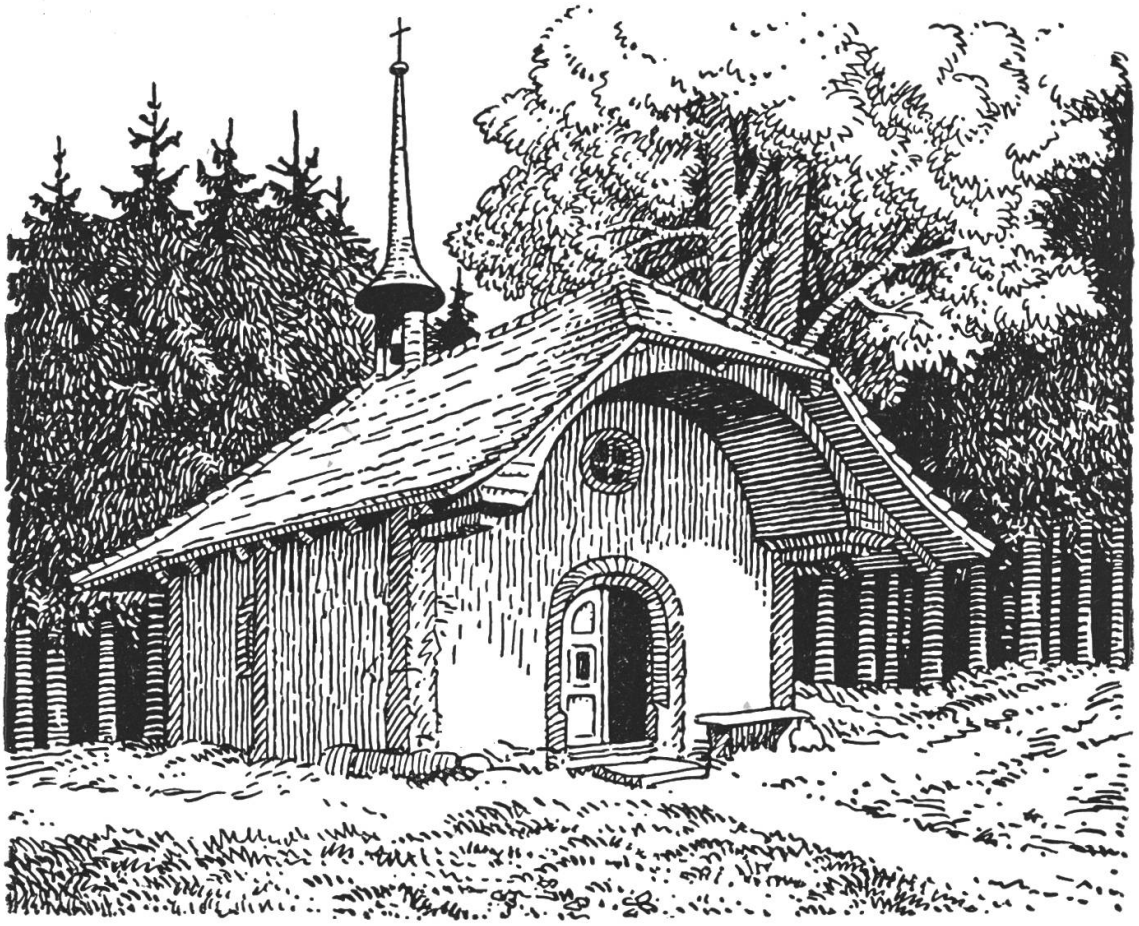
In der Frühe des folgenden Morgens ritt ein Krieger aus dem obern Senseland in Wehr und Waffen gegen das Oberholz hinauf. Auf der Höhe des Waldes machte er unter einer mächtigen Buche einen kurzen Halt. Eben ging die Sonne auf und goss ihren ganzen Zauberglanz auf das herrliche Land. Der Krieger war ergriffen von all der Pracht. So schön hatte er die Heimat noch nie gesehen. Rings um ihn sangen die Amseln und Drosseln. Aus den reifenden Kornfeldern stiegen die Lerchen jubelnd in die Luft. Zu seinen Füssen lagen grüne Matten und dunkle Wälder, dazwischen hin-

gestreut die freundlichen Dörfer des Senselandes. Von nah und fern tönte der Klang der Morgenglocken herauf. Die Luft war so

klar und rein, dass der Blick bis an die fernen, blauen Jurahöhen reichte. Über all der Pracht herrschte ein tiefer, seliger Friede.

Und doch, — dort irgendwo in weiter Ferne, zogen des Feindes wilde Horden heran gegen dieses wundervolle Land, um die

freundlichen Dörfer in Schutt und Asche zu legen, die Kornfelder zu verwüsten, Tod und Elend zu bringen. Nein, das durfte nicht geschehen. Ein tiefer Kummer füllte die Brust des Kriegers, und in seinem Innern machte er das feierliche Gelöbnis: « Vater im



Himmel, schütze unsere liebe Heimat und halte jeden Feind von ihr ab. Wenn ich heute als Sieger heimkehren darf, so will ich mich dankbar zeigen. Hier, auf diesem schönen Erdenfleck der Heimat, will ich dir ein Heiligtum bauen ».

Der Krieger ritt weiter. Er trieb sein Pferd zu schnellem Laufe an. Ihm war, als könnte er zu spät kommen. Wie er weiter ins Flachland hinunter gelangte, holte er bald da, bald dort, Gruppen bewaffneter Landsleute ein. Von allen Weilern und Dörfern

kamen immer neue Scharen mit Hellebarden und Spiessen und bunten Fähnlein. Und wie nach einem heftigen Regen die Wässerlein über Stock und Stein eilig zu Tal fliessen und erst einen Bach, dann einen Fluss bilden und endlich zu einem wilden Strom werden, der Brücken und Häuser fortreisst, so vereinigten sich alle die Trüpplein und Truppen zu einem grossen, mächtigen Kriegsheere, das, unaufhaltsam vordringend, die feindlichen Scharen im Sturme niederrang und vernichtete. « Sieg, Sieg ! » kündeten die Glocken im ganzen Lande. Die Heimat war gerettet.

Am späten Abend desselben Tages ritt jener Krieger voll seliger Siegesfreude eilig wieder ins Oberland zurück, um den Seinigen die frohe Botschaft zu bringen. Was er am Morge gelobt, das hielt er getreulich. Als der Jahrestag des Sieges gefeiert wurde, da brannte an jenem Abend auf der Höhe bei der Buche ein mächtiges Freudenfeuer. Sein Flammenschein aber beleuchtete eine schlichte Kapelle, und eines Glöckleins silberheller Ton klang durch den Sommerabend, als wollte es den Leuten da drunten in den Dörfern zurufen:

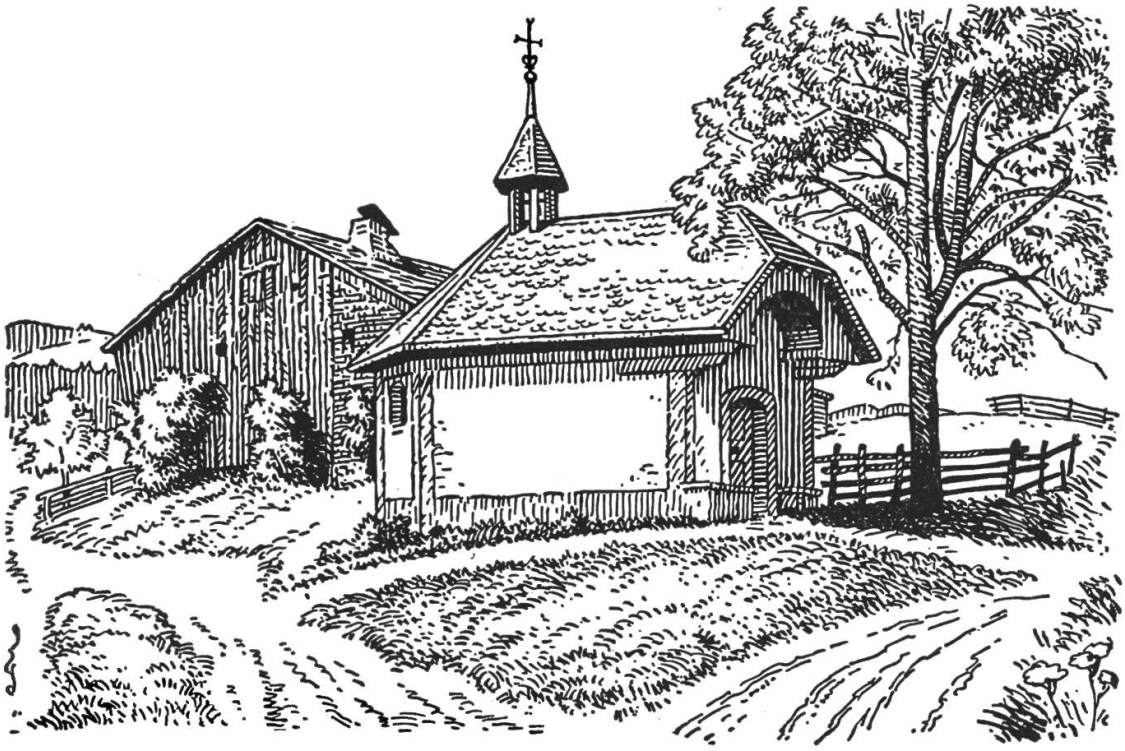
Unser Vaterland
ruht in Gottes Hand.

2. Neuhaus.

Erzittre, Welt, ich bin die Pest!
Ich bin der grosse Völkertod,
Ich bin das grosse Sterben.

Vom 14. bis zum 17. Jahrhundert ging zu verschiedenen Malen eine Pest durchs Schweizerland. Man nannte sie der « schwarze Tod ». Die Menschen wurden von einem heftigen Fieber befallen, der Schlund trocknete ihnen aus, die Zunge wurde schwarz und am Leibe bildeten sich eiterige Beulen. Die Krankheit führte rasch zur Bewusstlosigkeit und oft schon nach wenigen Stunden zum Tode. Das war eine schreckliche Zeit. Alle Bande der Familie und der Gesellschaft lösten sich. Ganze Dörfer, ja, ganze Gegenden wurden menschenleer. So sollen Mertenlach, Neuhaus und Alterswil damals Nachbarn gewesen sein. In Giffers, Rechthalten und

St. Silvester gab es keine Einwohner mehr. Mit Ausnahme derjenigen, die sich in die Berge geflüchtet, hatte der schwarze Tod alle gefordert. In Plasselb lebte einzig noch eine Mutter mit ihrem Söhnchen. Auch sie wurde von der Pest befallen. Als die ersten Anzeichen der Krankheit sich einstellten, da sann die Mutterliebe nur noch auf die Rettung ihres Kindes. Sie bettete es sorgsam in einen Korb und trug es nach Neuhaus hinauf. Dort legte sie es in



der Nähe eines Hauses nieder und rief den Leuten zu, sie möchten sich um Gotteslohn des Kindes erbarmen. Dann eilte sie ins Dorf zurück und legte sich zum Sterben hin. Die Neuhauser aber zogen den Knaben auf. Er wurde der Stammvater des Geschlechtes der Käpfer.

Beim Ausbruche der Pest machten die Bewohner von Neuhaus das feierliche Gelübde, der Gottesmutter eine Kapelle zu bauen, wenn sie von der Krankheit verschont blieben. Und siehe, während in allen Dörfern des Senselandes der Würgengel umging und Hunderte und Tausende von Menschen unbarmherzig ins Grab

warf, blieb einzig Neuhaus von ihm verschont. Kein einziges Opfer hatte die Ortschaft zu beklagen. Dankerfüllten Herzens erbauten die Neuhauser inmitten der behäbigen Bauernhäuser eine schmucke Kapelle und weihten sie Maria, der Helferin der Christen, der Muttergottes mit dem Schutzmantel. Sie hielten ihr Heiligtum allzeit hoch in Ehren.

Als in den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts die Blatern ausbrachen, da erinnerte sich das Senslervolk des Gnadenortes. Aus allen Dörfern zogen Wallfahrer nach Neuhaus, um hier die Helferin der Christen um Schutz anzuflehen.

3. Weissenbach.

Ich bin der schnelle, schwarze Tod.
Ich überhol das schnelle Boot
Und auch den schnellsten Reiter.
(H. Lingg.)

Pest, — Schrecken der Völker, — Zuchtrute Gottes. Im 14. Jahrhundert raffte sie in Europa 25 Millionen Menschen weg. Im 15. und 16. Jahrhundert trat sie wieder zu verschiedenen Malen auf. Alte Chroniken erzählen uns wie sie die Stadt Freiburg heimsuchte. 1540-41 starben da 3000 Menschen, 1548 abermals 600. 1565 forderte sie innert 2 Monaten neuerdings 3000 Todesopfer. Im gleichen Jahre starben in der Pfarrei Tafers 700 Menschen, — in Düdingen ebensoviele. Auch im 17. Jahrhundert gingen mehrere Pestwellen über unsere Heimat, so in den Jahren 1612, 1639, 1646-47, 1652-53 und zum letztenmal 1663-70.

1653 schrieb der Pfarrer von Tafers ins Sterbebuch: « Das Jahr beginnt gut. Die nicht 1652 gestorben, sterben dieses Jahr ». Die Pfarrei Tafers umfasste damals das Gebiet der heutigen Gemeinden: Tafers, St. Antoni, Alterswil und St. Ursen. In all diesen Dörfern ging der schwarze Tod um, riss hier den Vater, da die Mutter, dort die Kinder aus der Familie, leerte die Häuser und entvölkerte die ganze Gegend. Weinen und Wehklagen ging auf allen Wegen. Immer neue Gräberreihen vergrösserten den Friedhof von Tafers.

Wie die Sage meldet, trafen eines Tages bei der Strassenkreuzung in Weissenbach fünf Fuhrwerke zusammen. Sie alle wollten Tote zur Beerdigung nach Tafers bringen. Da wurde den Leuten, die in den Leichenzügen gingen, so recht bewusst, welch schreckliches Unglück das Land heimsuche. Erschüttert standen

sie da, blickten auf die Menge der Toten und weinten. Dann erhoben sich ihre Herzen im Gebete zu Gott und flehten, er möge doch diese schwere Prüfung von Land und Volk abwenden. Zum Danke wollen sie hier auf diesem Platze eine Kapelle bauen.

Der Himmel hatte Erbarmen und erhörte das Gebet. Die Pest erlosch innert kurzer Zeit. An der denkwürdigen Stätte wurde eine Kapelle gebaut und dem heiligen Märtyrer Sebastian geweiht.

4. Winterlingen.

Es war in jenen bangen Tagen, wo das Burgunderheer Murten belagerte. Durch Sturmgeläute und Höhenfeuer wurden im Freiburgerlande alle kriegstüchtigen Männer zu den Waffen gerufen. Vor dem behäbigen Bauernhause der Familie Zosso in Winterlingen nahmen drei stämmige Söhne von ihren betagten Eltern Abschied. Sie schulterten ihre Helebarden und marschierten zum Sammelplatz des Heitenriederfähnleins. Von da ging es im Eilmarsch Murten zu.

Zwei Tage später kam es zur Schlacht. Um die Mittagsstunde ertönte Kanonendonner. Ganz deutlich hörte man ihn von Winterlingen aus. Die Eltern Zosso stiegen auf eine kleine Anhöhe, wo sie freien Ausblick genossen. Da sahen sie hinter den fernen, blauen Wäldern den weissen Rauch der Geschütze aufsteigen. Ihre Augen hingen an diesen Wolkenballen, ihre Ohren lauschten dem dumpfen Rollen. Ihre Gedanken aber waren bei den Söhnen, die jetzt in heisser Schlacht mit dem Feinde rangen. Ihre Herzen bangten und zitterten um das Leben der Teuren.
« Werden sie wiederkommen — ? ».

Wenn sie nicht mehr heimkehrten, dann wäre der Sonnenschein aus dem Hause, die Freude, das Glück dahin, ihr Schaffen und Hausen umsonst gewesen, — einsam, freudlos und traurig ihre alten Tage. Und wie diese wackern Bauersleute in guten Tagen immer ein Herz und eine Seele gewesen, so waren sie es auch in dieser bittern, bangen Stunde. Sie falteten ihre zitternden Hände, hoben ihre Blicke empor und machten das Gelöbnis: « Vater im Himmel, wenn unsere Söhne heil zurückkehren, dann bauen wir zum Danke hier ein Heiligtum ». — Jetzt ward es auf einmal ruhig in ihren Herzen. Der Kanonendonner in der Ferne verstummte.

Am andern Tage kehrten Zossos Buben alle drei singend und jauchzend als Sieger nach Winterlingen zurück. Die Eltern erfüllten dankbar und freudig ihr Versprechen, bauten eine Kapelle und weihten sie der heiligen Märtyrin Apolonia.

5. Elswil.

Das Landgut Elswil gehörte vor langer Zeit der noblen Familie von Diesbach. Einer dieser Herren machte einst eine Wallfahrt nach Palästina und besuchte dort die heiligen Stätten von Bethlehem, Nazareth, Jerusalem und Kapharnaum. Auf der Heimreise wurde er von Türken überfallen. Sie schleppten ihn als Gefangenen von Ort zu Ort, durch Wüsten und Gebirge. Unsägliches musste der Pilger erdulden: Hitze und Kälte, Hunger und Durst, Misshandlung und Verspottung. Aber das Schrecklichste drohte ihm erst noch. Diesbach sollte auf dem Sklavenmarkt verkauft werden. O, welch ein trauriges Los! In seiner entsetzlichen Not wandte sich der Unglückliche an die Schmerzensmutter, bat sie inständig um Hilfe und machte ihr das Versprechen eine Kapelle zu bauen. Sein Vertrauen wurde nicht zu Schanden. Diesbach erlangte die Freiheit und kehrte in die Heimat zurück. Er hielt sein Versprechen und baute zu Ehren der schmerzhaften Gottesmutter in Elswil eine Kapelle.

6. Niedermuhren.

Eine ähnliche Sage rankt sich um die Kapelle von Niedermuhren.

In früheren Zeiten pilgerten Freiburger öfters nach Compostella im fernen Spanien, um dort am Grabe des heiligen Apostels Jakobus zu beten. Das war eine lange und mühevolle Reise. Sie dauerte gewöhnlich 4 bis 5 Monate. Zudem drohte den Wallfahrern manche Gefahr: Erschöpfung, Überfall, Plünderung und Gefangenschaft. Nicht alle, welche die Reise unternahmen, kehrten wieder heim.

Einst wanderte auch eine Pilgergruppe aus Niedermuhren nach San Jago de Compostella. Sie bestand aus Angehörigen dreier Familien. Glücklich erreichten sie ihr Ziel. Aber auf der Rückreise wurden sie von einer Räuberbande überfallen, ausgeraubt und in Gefangenschaft geführt. Unbeschreibliche Leiden und Entbehrungen mussten sie erdulden. In ihrer Not riefen sie den Heiligen, zu

dessen Grab sie gepilgert waren, vertrauensvoll um Hilfe an. Auf wunderbare Weise erhielten sie die Freiheit und gelangten glücklich wieder in die Heimat. Zum Danke für ihre Errettung bauten sie in Niedermuhren eine Kapelle und weihten sie demjenigen, der ihr mächtiger Fürbitter gewesen.

7. Menziswil.

Menziswil gehörte in alter Zeit den Herren Velga. Schon damals hing über dem stattlichen Bauernhof ein düsteres Verhängnis. Es schien, als hätte das Unglück für alle Zeit hier seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Es schlich durch die Stuben und Schlafkammern und machte die Menschen bresthaft. Es ging wie ein Dieb durch die Ställe und raubte, was ihm gefiel, einmal eine Kuh, ein andermal ein Kalb, ein Pferd, ein Schaf, ein Schwein, ein Huhn, eine Gans. Keine Woche verging, ohne dass es ein Opfer forderte. Oft kam es vor, dass mitten in der Nacht die Tiere aufgeschreckt wurden und zu schreien begannen. Dann eilte der Bauer mit Licht hinaus. Er fand die Kühe an den Ketten reissend und zitternd vor Angst, da und dort zwei in die gleiche Hälsig gebunden. Die Pferde hatten die Schwänze und das Kammhaar getrütschelt und waren bachnass vom Schwitzen. Aber vom Unhold, der all das angerichtet, war keine Spur zu finden. Oft machte der Meister in später Nachtstunde noch einen Gang durch die Ställe und überzeugte sich dabei, dass alle Tiere gesund und ruhig waren. Aber am Morgen lag wieder ein Stück verendet am Boden. Erwürgt ? — Vergiftet ? — Von wem ?

In der nahen Galternschlucht sind heute noch einige Felsenhöhlen zu sehen. Sie werden « Fantomenlöcher » genannt. In diesen Verstecken sollen damals höllische Geister gehaust haben. Als räudige Kröten, giftige Schlangen und schuppengepanzerte Stollenwürmer schlichen sie zur Nachtzeit herum, zu suchen, wen sie verderben könnten. Man glaubte, dass diese Dämonen aus Bosheit und Neid in Menziswil all die Schäden anrichteten, dass sie das Vieh erwürgten und ihm das Blut aussaugten, oder es mit ihrem blossen Gifthauch töteten. Doch wie sollte man diesem Höllenge-

zücht beikommen ? Da nützten weder Speer noch Pfeil, weder List noch Kraft.

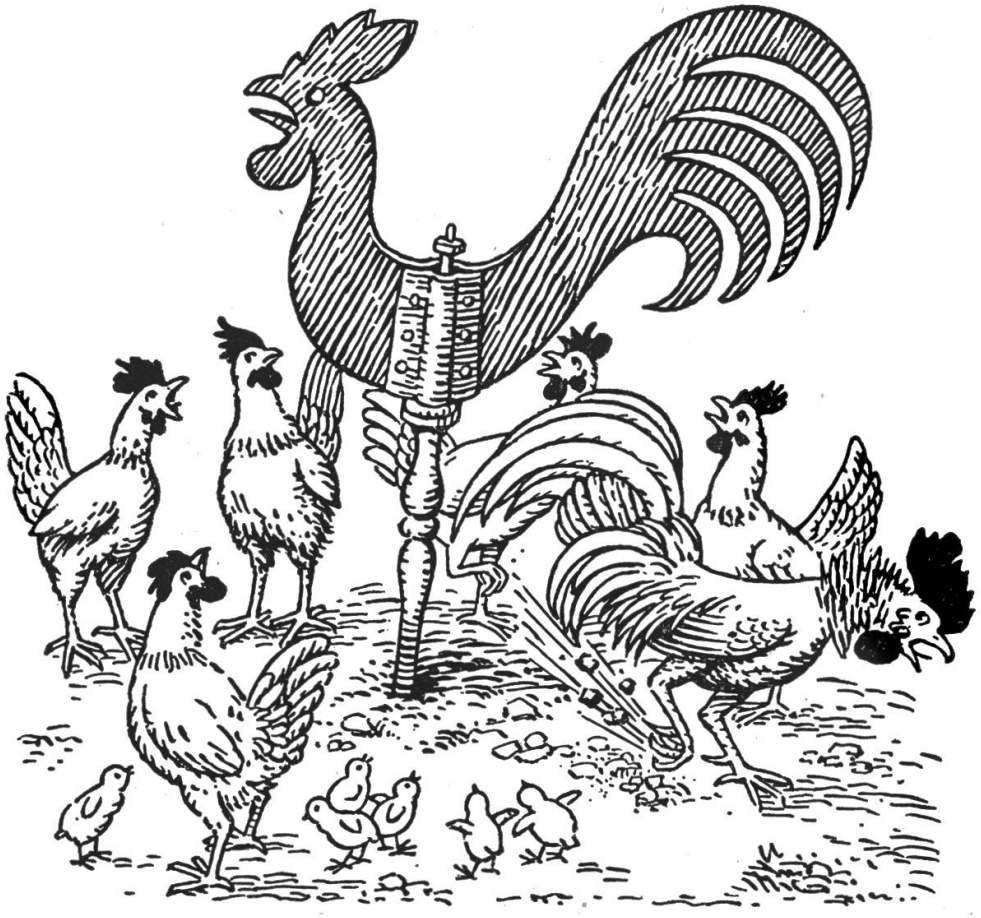
Ritter Velga erkannte, dass nur übernatürliche Hilfe von dieser Plage befreien konnte. Er liess darum in Menziswil eine kleine Kapelle bauen und sie der Muttergottes weihen. Auch verordnete er, dass der jeweilige Pächter an jedem Sonnabend im Heiligtum eine Kerze opfere und diese vor dem Bilde der Gottesmutter anzünde. Das half. Von dem Tage an floh das Unheil den Bauernhof. Nur einmal noch kehrte es zurück. Das war damals, als der Bauer eines Samstags spät aus der Stadt heimkehrte, die Kerze zu opfern vergass und dann am andern Morgen das schönste Rind tot auf dem Lager fand. Von da weg wurde das Opfer nie mehr unterlassen. Der fromme Brauch hat sich durch alle Zeiten bis auf den heutigen Tag erhalten

Der Sturz vom Kirchturm.

Es ist schon lange her, da schlug eines Sommers der Blitz in den Kirchturm von Rechthalten. Der Güggel wurde seines hohen Postens enthoben, machte einen Sturzflug und landete in des Herrn Pfarrers Hühnergarten, mitten unter dem gemeinen Hühnervolk. Deposuit potentes de sede. Das war kein grosses Unglück. Aber mit der Zeit begann man doch den Hahn zu vermissen, denn er ist so eine Art Wetterprophet. Man wusste jetzt nicht mehr, ob Luft oder Bise im Kehr sei, ob man schönes oder schlechtes Wetter zu erwarten habe. Die Bürgerschaft verlangte darum, er solle wieder an seinen Platz gestellt werden. Doch niemand getraute sich auf die Spitze des Turmes zu klettern und den Gestürzten in Amt und Ehren zu setzen. Endlich meldete sich ein junger Zimmermeister. Sein Anerbieten wurde freudig angenommen und ihm ein schöner Taglohn versprochen.

Der verabredete Tag kam. Das ganze Volk strömte auf den Dorfplatz, um dem kühnen Wagnis beizuwohnen. Erst wurden Leitern herbeigeschafft. Dann erschien der Zimmermann, hemdärmelig, einen breiten Gürtel um die Lenden und den neuvergoldeten Güggel auf den Rücken geschnallt. Ruhig stieg er die erste Leiter empor und gelangte auf den Rand des Kirchendaches. Eine zweite Leiter wurde angesetzt. Sie führte ihn auf den First der Kirche. Hier legte er die dritte an. Sie reichte bis an den Helm des Turmes. Die Spannung der Zuschauer wuchs mit jeder Sprosse, die er erklomm. Hilfsbereite, junge Leute stiegen mit einer vierten Leiter auf das Kirchendach und reichten sie dem

verwegenen Zimmermeister hinauf. Der empfing sie, stellte sie mit kräftigen Armen an den Schindelpanzer des Turmes und befestigte sie. Jetzt stieg er Schritt um Schritt hinauf und gelangte bis an die Blechverkleidung des Turmes. Den Rest des Weges musste er kletternd zurücklegen. Das war ein kitzliges Unterfangen. Frauen



und Mädchen durften nicht mehr zuschauen und eilten in die Kirche, um für das gute Gelingen der Sache zu beten. Der Zimmermann aber umfasste den Turm mit seinen sehnigen Armen und Ruck um Ruck kletterte er hinauf bis an den Helmknopf. Den zu überqueren war das schwierigste Stück der Arbeit. Man sah jetzt, wie der Meister die rechte Hand freimachte, sie über den Knopf streckte und ums Kreuz klammerte. Dann folgte in gleicher Weise auch die linke. Jetzt spannte und reckte er sich wie ein Wurm.

Einen Augenblick lang hingen beide Beine in freier Luft, dann zog er die Knie bis unter das Kinn — ein Ruck — und der Helmknopf war bezwungen. Nun richtete er sich am Kreuze empor. Welch schöner Anblick das war, fast symbolisch zu nennen. Noch einen kräftigen Schwung und er kniete auf den Armen des Kreuzes. « Juhu-u-u », tönte es jetzt von der Höhe über's Dorf hinaus. « Juhu-u-u », antwortete vielhundertstimmig das Volk und schwenkte Hüte und Taschentücher. Der kühne Kletterer band sich am Gürtel fest, dass er mit beiden Händen frei arbeiten könne. Dann schnallte er den Hahn los, steckte ihn sorgfältig auf die Spitze des Kreuzes und drehte ihn ein paarmal rundum. Das Werk war getan. Aus der Tiefe brauste der Jubel des Volkes herauf.

Nun begann der Abstieg. Der schwerste Teil war wieder das Überqueren der Helmkugel. Abermals baumelten die Beine im leeren Raum, dann kreuzten sie sich unter dem Knopfe fest um den Turm. Eine Hand löste sich vorsichtig vom Kreuze und suchte tastend unter der Kugel einen Halt. Zögernd löste sich auch die andere — aber sie fand nicht gleich den gewünschten Griff. Der Körper verlor das Gleichgewicht und glitt in die unheimliche Tiefe. Von unten gellte ein Schreckensschrei. Auf dem breiten Turmhelm schlug der Unglückliche auf, rollte von da auf das Schindeldach der Kirche hinunter, schlittelte bis zum Rand des Daches und plumpste auf den Friedhof hinunter, just auf einen neugeschaufelten Grabeshügel. Man eilte hinzu, den Zerschmetterten aufzuheben. Aber wie staunten jetzt alle. Der Totgeglaubte stand selber auf, schüttelte sich und sprach: « I ha de süsch dum Wäg na welle — u nit gredi aha ». Man staunte und staunte und konnte es nicht glauben, er war vom Sturze wirklich heil davongekommen. Bloss einige Schürfungen trug er als Andenken davon. Man zahlte ihm den versprochenen Lohn und manch einer drückte ihm aus Freude noch freiwillig einen Batzen in die Hand.

Wie es so zu gehen pflegt, hatte das Ereignis noch ein Nachspiel. Statt in die Kirche zu treten und auf den Knien dem Herrgott für die wunderbare Rettung zu danken, begab sich der Zimmermann ins Wirtshaus, um beim Weine sich vom Schreck zu erholen. Er musste immer und immer wieder erzählen, wie alles gekommen sei. Der eine wollte wissen, wieviele Dörfer und Städte man von

der Turmspitze aus sehe, der andere fragte nach den Bergen und der dritte nach den Seen. Der eine rühmte des Meisters Courage, der andere seine Kraft und der dritte sagte, är müessi doch a zeeja Chätzer sy. So ging es Stunden lang recht fröhlich zu. Der Gefeierte nahm nach und nach den empfangenen Lohn und die geschenkten Batzen aus der Tasche und liess dafür Wein auftragen. « Man wird schliesslich nicht alle Tage so gerühmt und verherrlicht », dachte er. Neue Gäste kamen und wollten sein Erlebnis hören. Aber er erzählte es jedesmal anders. Anfänglich sagte er, von der Turmspitze aus gesehen seien die Menschen auf der Erde drunten nur so gross wie Katzen. Später sahen sie nur mehr wie Mäuse und endlich noch wie Mücken aus. Von der Höhe aus wollte er auch die Städte Freiburg und Bern erblickt haben. Nach und nach fügte er zu diesen noch Luzern, Zürich und Basel hinzu. Im Eifer des Grosstuns ging er soweit, dass er behauptete, er sei eigentlich gar nicht abgestürzt, sondern mit Absicht hinuntergesprungen. Er habe wohl gewusst, dass das Schindeldach wie eine Federmatratze den Streich aufhalte und er habe die Mädchen einmal so « juscht welle mache z'gigge ». Als einige der Anwesenden ihm frei heraus sagten, das sei erstunken und erlogen, da schlug er wütend mit der Faust auf den Tisch, dass Gläser und Humpen tanzten und rief: « Der Tüful soll mi grad näh, wenn es nit a so ischt ». Das hätte er nicht sagen sollen, denn der Teufel kommt, wenn man ihm ruft.

Spät in der Nacht wankte der Zimmermeister nach Hause. Das Bett konnte er nicht mehr finden. Er legte sich darum auf den Ofen und duselte ein. Im Schlafe aber fiel er wehrlos wie ein Sack voll Hudeln kopfüber auf den Boden hinunter, brach das Genick und war tot.

Noch heute geht die Redensart: Wer in Gottes Hand ist, kann vom Kirchturm stürzen, es macht ihm nichts. Wer aber in des Teufels Gewalt ist, braucht nur von der Ofenplatte zu trohlen und er ist mausetot.

Wie der Heiland durch unser Ländchen wanderte.

Man hat zwar noch nie gehört, dass es einem im Himmel langweilen könne, aber eines Tages bekam doch der Heiland die Wanderlust und sprach zum Himmelspförtner: « Petrus, mache dich bereit! Ich möchte wieder einmal auf die Erde hinab. Du darfst mich begleiten.» Da liess sich der alte Petrus nicht lange nöten und hängte den Schlüsselbund am Nagel auf. Im Flux war er bereit und flog mit seinem Herrn hinunter auf die Erdkugel. Sie landeten just auf jenem Flecklein Erde, das zwischen Saane und Sense liegt, und das wir mit Stolz unsere Heimat nennen. Es war zur Frühlingszeit. Die Natur hatte sich zum Empfange des Herrn in ihr schönstes Gewand geworfen. Die Matten lachten im frischen Grün, alle Baüme blühten und tausend Vöglein sangen, als die beiden ihre Wanderung durch das Senseland antraten. Was sie an diesem Tage erlebten, das sei jetzt hier erzählt.

1. Göttliche Belohnung.

Christus und Petrus zogen ganz aufs Geratewohl des Weges dahin. Bald kamen sie in ein Dorf. Da bewunderten sie die heimeligen Holzhäuser mit den breiten Bogen, den Lauben, den hellen Fenstern und den Inschriften. Gerne hätten sie auch die Menschen gesehen, die hier wohnten, um mit ihnen zu plaudern, ihre Freu-

den, ihre Leiden und Nöten zu erfahren. Aber da kamen sie nicht auf ihre Rechnung. Das Dorf schien wie ausgestorben und die Strassen waren menschenleer. Auf den Feldern und Äckern aber, da gramuselte es; Alt und Jung pflügte, hackte, pflanzte. Es war eine Freude, diesem ameisenfleissigen Treiben zuzuschauen.

Sie verliessen das Dorf und wanderten auf der holperigen

Strasse weiter. Nach einer Weile trafen sie endlich einen Menschen. Am Wegrand lag ein Junge auf dem Bauche und vertrieb sich die Zeit mit « Härdelen ». Sie blieben bei ihm stehen und schauten zu, wie der Faule Sand und Staub mit den Händen zusammenfegte, Hügel formte, Gruben höhlte, Ameisen fing und diese darin einsperrte. Er schaute nicht einmal auf, als der Heiland ihn anredete:

« Buebli, was machst d da »

Keine Antwort.

« Die Ameisen sollen wohl deine Kühe sein ? »

Keine Antwort.

« Kannst du eigentlich nicht reden ? »
Keine Antwort. Nur die Mundwinkel verziehen sich zu einem spöttischen Lächeln. — Da liessen sie den faulen Lümmel an der Sonne liegen und gingen weiter.

Bald darauf erblickten sie ein Mädchen, welches die Ziegen hütete. Der Heiland winkte das Kind herbei, um es nach dem Wege zu fragen. Er kannte ihn zwar genau und tat dies nur um ein Gespräch anzuknüpfen. Also fragte er:

« Meiteli, kannst du mir den kürzesten Weg zum nächsten Dorfe zeigen ? »

Das Mädchen schaute den fremden Mann erst eine Weile an. Dann antwortete es:

« Den kürzesten Weg, den zeige ich euch nicht — aber den besten. Seht, er führt dort am Walde vorbei. »

« Und warum willst du mir den kürzesten nicht zeigen ? »

« Heh, weil er schlecht und schmutzig ist. Ich will nicht schuld sein, wenn eure Frau euch hernach einen halben Tag lang Schuhe und Hosen putzen muss. »

« Potz tausend, Jümpferli, das hast du gut überlegt. Habe Dank. Ich werde an dich denken. »

Die Wanderer setzten ihre Reise fort. Petrus sprach: « Die Kleine hat ein spitzes Zünglein. Herr, wie gedenkst du sie zu belohnen ? » Der Heiland dachte nach und antwortete dann: « Ich werde ihr dereinst den faulen Schlufi dort unten zum Manne geben ». Da schlug der alte Petrus die Hände zusammen und rief ganz respektlos: « Herr, was kommt dir in den Sinn. Das wäre ja eine furchtbare Strafe und keine Belohnung ». Der Heiland aber meinte lächelnd: « Meine Gedanken sind nicht euere Gedanken und meine Wege nicht euere Wege. Petrus, wie oft habe ich dir das schon gesagt; doch, du vergissest es immer wieder ».

(Sieben Jahre später heiratete der faule Schlufi wirklich das Mädchen mit dem spitzen Zünglein. Es soll ein hübsches Brautpaar gewesen sein, und die beiden sollen lebenlang fein miteinander ausgekommen sein.)

2. Die Kropfgeige.

Der Heiland und sein Apostel gelangten ins nächste Dorf. Am Eingang desselben wurde eben ein neues Haus gebaut. Auf einer Matte schafften unter blühenden Apfelbäumen die Zimmerleute. Sie sägten Bretter, zimmerten Balken, schnitzten Gesimse, sangen dabei ein frohes Wanderlied und hobelten, falzten und nuteten im Takt dazu. Sprach der Herr: «Diese lustigen Gesellen gefallen mir. Komm, Petrus, wir wollen ihnen ein Stündchen lang zuschauen. Ich war ja auch einst ein Zimmermann». Dem wunderligen Petrus gefiel dieser Vorschlag nur halb. Das Treiben der Handwerker interessierte ihn wenig. Missmutig setzte er sich auf einen Balken, schaute gelangweilt der Arbeit zu und nickte endlich ein. Ein junger Geselle stand in der Nähe und rührte in einem Kübel Russ und Kohle mit Wasser zu einem Brei, darin die Zeichenschnur zu netzen. Es ärgerte ihn, dass der Fremde so gar kein Wohlgefallen an ihrem Schaffen zeigte. Plötzlich kam ihm ein lausbübischer Gedanke. Er nahm einen Pinsel, tauchte ihn tief in die Schwärze und zeichnete dem schlummernden Petrus ganz sachte eine Kropfgeige auf den Rücken.

Unterdessen hatte der Heiland den Arbeitern neugierig zugeschaut, sie um dieses und jenes befragt, endlich sogar selber die Breitaxt ergriffen und eine Stammseite schnurgerade und batzeneben gezimmert, was die Männer in nicht geringes Staunen versetzte. Nun erblickte der Herr den schlafenden Petrus. Er weckte ihn, und sie machten sich auf den Weg. Sie zogen durch das Dorf. Ein Bubenschwarm begegnete ihnen. Auf einmal erschallte ein lautes Gelächter. « Heh, ihr Musikanten, spielt eins, spielt eins », rief ein frecher Bengel. « Musig, Musig!» fielen die andern im Chor ein. « Welche Gemeinheit! » brummte Petrus. « Ich glaube, die Flegel halten uns für fahrende Musikanten, Zigeuner oder ähnliches Bettelvolk. Gemeinheit, Gemeinheit! » Ohne sich umzuschauen begann er rascher zu laufen, um aus diesem unfreundlichen Dorf hinauszukommen. Der Heiland, der einige Schritte zurückblieb, gewahrte jetzt auf dem Rücken des Apostels die schwarze Kropfgeige und hätte beinahe die göttliche Würde vergessen, um laut herauszulachen.

Ausserhalb des Dorfes kamen sie zu einem Wiesenbächlein, das von Birken und knorrigen Weiden umsäumt war. Hier blieb Christus stehen und befahl Petrus sein Oberkleid auszuziehen und zu waschen. Als dieser die hässliche Geige erblickte, rief er in heiligem Zorne: « Das haben die nichtsnutzigen Zimmerleute getan. Sollen mir einmal an die Himmelstüre kommen, denen will ich forthelfen. Herr, strafe sie, strafe sie. Lass keinen geraden Stamm mehr wachsen, lass dicke eiserne Nägel, lass Steine in den Bäumen wachsen, dass alle ihre Beile, Sägen und Meissel daran kaput gehen. Ja, so musst du sie strafen, diese elenden, erbärmlichen, respektlosen... ». « Halt, halt, Petrus, » fiel ihm der Herr in die Rede, « nur nicht so hitzig. Zimmerleute sind lustige Leute, sind immer zu Spässen aufgelegt. Die können wir nicht anders machen. Ich kenne sie ja gut genug. Doch, was sie dir angetan, das war nicht recht. Ich will darum ihren Übermut einwenig dämpfen ».

Der Herr brach am nächsten Baume einen Zweig ab, spitzte ihn und drückte ihn tief in den Stamm, so wie man etwa eine Rute in den Boden steckt. Damit war die Strafe vollzogen. — Seit jenem Tage wachsen die Äste aller Bäume nicht nur nach aussen, sondern auch nach innen. Gleich harten, spröden Wurzeln dringen sie bis ins Mark der Stämme. Das schafft noch heute den Zimmerleuten grimme Pein, und oft hört man sie klagen:

« Das Zimmern wär ein herrlich Leben,
Nur sollt' es keine Äste geben ».

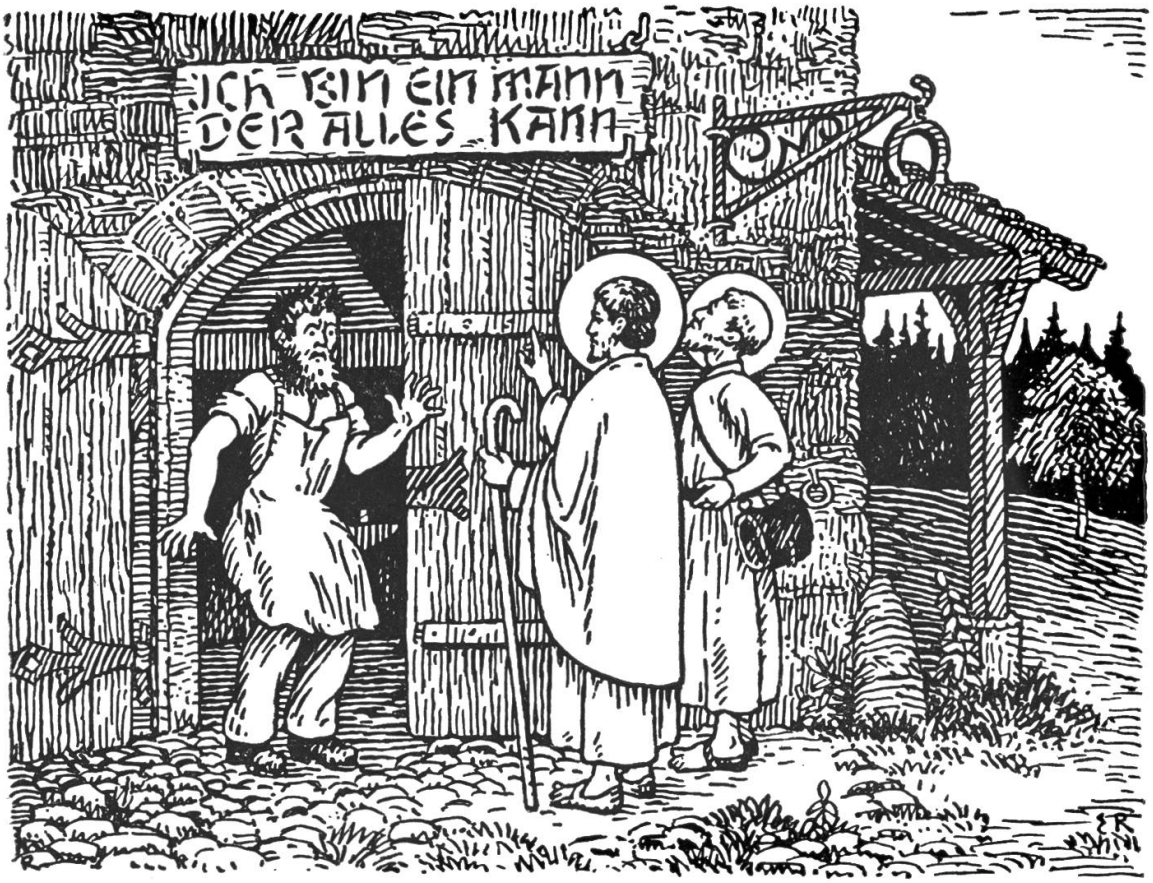
3. Beim Schmied.

Jesus und Petrus pilgerten weiter. Sie kamen zu einem Hause, das einsam an der Strasse stand. Eine mächtige Rauchwolke stieg aus dem Kamin, und ein helles Klingen tönte ihnen entgegen. « Da wohnt ein Schmied », sprach der Herr. « Den wollen wir besuchen ». Er blieb stehen und deutete lächelnd auf die gemalte Inschrifttafel, die über dem Eingangstore prangte:

ICH BIN EIN MANN
DER ALLES KANN

« Welch schamlose Grosshanserei », räsonierte Petrus, und Zornesröte flammte auf seiner Stirne. « Eine Beleidigung für *dich*, den Allmächtigen ». Sprach der Heiland: « Rege dich nicht auf! — Wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt werden ».

Sie traten ein. Der Schmied kannte sie nicht und hielt sie für



walzende Handwerksburschen. Er schnauzte sie grob an: « Geht nur wieder eueres Weges, ich kann euch nicht brauchen. Vaganten, — kann keiner nichts! » Da bat der Heiland: « Meister, seid so gut und lasst uns hier im Schatten erst einwenig ruhen, eh wir den Weg wieder unter die Füsse nehmen ». — « Abah, die Wundernase füttern wollt ihr, ich kenne das. Tut was ihr wollt, aber seid mir nicht im Wege ».

Die Wanderer setzten sich in eine Ecke der Werkstatt. Jetzt stieg ein nobler Reiter vor der Schmiede ab, führte sein Pferd he-

rein und rief: « Meister, schlage schnell vier Neue auf ». Der Geselle eilte herbei, und während er dem Hengst die alten Eisen abriss, schmiedete der Meister mit einer nie gesehenen Fertigkeit die neuen. Dann begann er sie aufzunageln. Schneller als man's in Gedanken tun könnte, waren die beiden Vorderfüsse beschlagen. Wahrhaftig, der Meister verstand sein Handwerk wie kein zweiter. Als aber der Geselle den einen Hinterfuss des Pferdes aufheben wollte, fing dieses an zu wiehern und zu schlagen. Der Reiter kraulte es am Widerrist, tätschelte es und redete ihm zu: « Heb still, Goggoo, — heb still ». Doch alles Flattieren war umsonst. Das Pferd tat je länger je wilder und schlug, wenn es jemand anrührte, mit beiden Füssen bis an die Decke hinauf. Schliesslich getraute sich niemand mehr in seine Nähe.

Jetzt kam der Heiland herbei und sprach: « Nehmt es mir nicht übel, Meister, aber wenn ihr's erlaubt, will ich euch gerne zeigen, wie man so ein störrisches Tier beschlägt ».

« Du, — du willst mich belehren », höhnte der Schmied. « Nimmt mich wunder, was so ein verbummelter Geselle mich noch lehren will. Also los — zeig' uns deine Künste ».

Der Heiland ergriff eine scharfe Hufklinge, trat neben den Hengst und hieb ihm mit einem kräftigen Schnitt den Hinterfuss beim Fesselgelenk ab. Er spannte ihn in den Schraubstock, nagelte kunstgerecht das Eisen auf und setzte dem Pferde den Fuss wieder an. Das ging alles so flink, dass die Zuschauer den Mund offen vergassen. Der Hengst hatte dabei nicht einmal ein Ohr bewegt, und kein Tropfen Blut war geflossen. — « So macht man's », sprach der Heiland. « Nichts für ungut, Meister. Gehabt euch wohl und habet Dank für die kurze Rast, die ihr uns gewährt ». Mit diesen Worten verliess er die Schmiede und zog seines Weges weiter. Petrus folgte ihm, zupfte ihn am Ärmel und schmunzelte: « Herr, dem eingebildeten Grobian hast du eine feine Demütigung bereitet ». — « Wart noch », entgegnete der Heiland, « das Spiel ist noch nicht zu Ende ».

Kaum hatten die beiden das Haus verlassen, da erwachte im Schmied der alte Hochmut wieder. « Was dieser Landstreicher konnte, das kann ich auch », — so rief er protzig, ergriff die Hufklinge und schnitt dem Pferde keck den andern Hinterfuss ab. Da

liess der Hengst einen markdurchdringenden Schrei ertönen, warf sich auf den Rücken und schlug mit allen Beinen wütend um sich. Aus dem Stummel spritzte im Bogen das Blut heraus und besudelte alle die herumstanden. Der Schmied erschrak darob nicht wenig. Doch liess er sich nichts anmerken und beschlug am Schraubstock eiligst den abgeschnittenen Fuss. Als er ihn wieder ansetzen wollte, da fuhr ihm ein neuer Schrecken in die Beine. Der Fuss wollte nicht mehr anheilen. — Jetzt befahl er dem Gesellen: « Eile den beiden Burschen nach, und bringe sie augenblicklich zurück, es mag kosten was es will ».

Der Geselle jagte davon. Draussen auf der Landstrasse holte er die Wanderer ein und richtete atemlos seinen Auftrag aus: « Um Gotteswillen, kommt hurtig, hurtig zurück, sonst geht der Hengst kaput ». Der Heiland liess sich nicht zweimal bitten. Er eilte der Schmiede zu, und Petrus folgte ihm. Am Tor stand händeringend der Schmied und flehte wie eine arme Seele: « Kommet, helfet, helfet, das Pferd blutet aus ». Drinnen hörte man das arme Tier vor Schmerz jämmerlich wiehern und stöhnen und dazwischen den Reiter im heftigsten Zorne flamenten. Der Heiland aber deutete auf die Inschrift über der Türe und fragte:

« Wo ist der Mann, der alles kann ? Er soll jetzt helfen, wenn er kann ».

« Er möchte schon, — aber — aber Blut stillen und Füsse anheilen kann er nicht », antwortete der Schmied verlegen.

« Wie, — das kann er nicht ? Dann lügt die Inschrift da oben. Nehmt sie sogleich herunter ».

« Nein, — rettet zuerst das Pferd ».

« Nein, — zuerst muss die Tafel herunter ».

Widerwillig, doch von der Not getrieben, holte der Schmied sein stolzes Schild herunter. Petrus schlug das bemalte Brett mit einem Hammer in hundert Stücke und warf diese ins Feuer. Jetzt erst nahm der Heiland den Fuss und heilte ihn dem Pferde an. Freudig wiehernd, als ob nichts geschehen wäre, stand der Hengst auf, und wenige Augenblicke später galopierte er mit seinem Reiter auf der Landstrasse davon.

Der Heiland aber klopfte dem Meister auf die Schulter, blickte ihm tief in die Augen und sprach:

« Merkt euch, Meister, solange die Welt steht, hat es noch nie einen Menschen gegeben, der *alles* konnte. Es wird auch nie einen geben. Nur derjenige, der Himmel und Erde erschaffen hat, ist allmächtig. Vor ihm soll der Mensch seine Knie beugen ».

4. Zwei Häuser.

Es war Abend geworden. Die Bauern verliessen die Äcker und kehrten mit geschulterter Hacke müden Schrittes nach Hause zurück. Jesus und Petrus schritten am Rande eines Waldes dahin. Die blauen, kühlen Schatten hüllten sie schon ein. Drüben am Hange aber, da flossen die letzten, goldenen Sonnenstrahlen noch über ein Dörflein, und die Abendglocken sangen den Tag zur Ruhe.

Die Wanderer kamen zu einem Hause. Auf dem Giebel desselben sass ein Engel im schneeweissen Gewande. Petrus blieb verwundert stehen und fragte: « Herr, was soll das bedeuten ? » — « Geh hin und blicke durch die Scheiben », antwortete der Heiland. Der Apostel schlich leise zum Hause hin und lusterte wie ein Kilter durch die Fenster. Nach einer Weile kam er freudestrahlend zurück und berichtete: « Welch liebliches Bild ist dort zu schauen. Eine junge Mutter sitzt auf der Ofenbank und hält ihr Kleinstes auf dem Schoss. Um sie herum knien vier Kinder. Alle haben die Hände fromm gefaltet und beten andächtig und laut den Engel des Herrn. Wie schön ist das, — wie schön ». — Sprach der Herr: « Dies Bild ist hierzulande noch in vielen Häusern zu schauen. Die Leute sind gut und fromm ».

Schweigend zogen die Beiden weiter und kamen bald darauf zu einem andern Hause. Da sass ein grinsender Teufel auf dem Dachgiebel und schlug peitschend mit dem Schwanz um sich.

« Herr, was soll das bedeuten ? » fragte Petrus erschrocken.

« Geh hin und blicke durch die Scheiben », antwortete der Heiland.

Petrus tat wie ihm befohlen. Nach einer Weile kehrte er kopfschüttelnd zurück und erzählte: « Welch abscheuliches Bild ist dort zu schauen. Ein halbes Dutzend Flegelbuben trohlen auf dem Boden herum, boxen und funggen einander, titulieren sich gegen-

seitig mit Chib, Chalb und Gusti. Wie hässlich ist das, — wie hässlich! — Sprach der Herr: «Die Sache ist nicht ganz so schlimm wie sie aussieht. Man weiss ja, wie halbwüchsige Rangen sind. Vor sieben Jahren ging ich schon einmal an diesem Hause vorbei. Damals sass ein Engel auf seinem Dache, und alles war gleich wie drüben im andern Hause». — Da rief Petrus erbost: « Herr, was ist indessen geschehen ? Wer hat diese Kinder verdorben ?» Und lächelnd antwortete der Heiland: « Niemand! Sie sind nur älter geworden und haben im Umgang mit andern Buben sich manches grobe Wort und manche Unart angeeignet. Doch, der Teufel lacht zu früh. Eltern und Erzieher werden diese Wildlinge veredeln und zu gesitteten, braven Menschen gestalten.»

Als der Teufel das hörte, stiess er einen Fluch aus und verschwand.

*
* *

Unser Herr und sein Apostel wandelten durch den nächtlichen Wald, wo die Vögelein alle schon schliefen. Sie gelangten auf eine freie Anhöhe. Da blickten sie noch lange hinab ins stille Land. In den Häusern brannten jetzt die Lichter. Kein Laut, kein Ton drang mehr herauf, nur in der Tiefe rauschten die Wälder und murmelten die Bäche. Am Himmel zogen die goldenen Sterne herauf und weckten die Sehnsucht nach jenen lichten Höhen. Da nahmen die müden Pilger Abschied von der Welt und flogen in die himmlischen Gefilde zurück.

Die Hexe von Rufenen.

I.

In Rufenen bei Plaffeien lebte vor etwa dreihundert Jahren ein altes, buckeliges Fraueli. Man vermutete, es treibe heimlich Hexerei, denn in der Umgegend wurden allerlei Bosheiten verübt, die nur mit Zauberei zu erklären waren. Doch — nichts ist so fein gesponnen, es kommt ans Licht der Sonnen.

Christian Noth vom Riedgarten stand einst um die Morgendämmerung am Rufenenbache. Ringsherum war alles still, die Menschen schliefen noch. Da hörte er auf einmal wie jemand halb brummend, halb singend von der Höhe herniederkam und sich ihm näherte. Wer mochte das sein ? Noth versteckt sich in der Nähe des Brückleins. Jetzt sieht er ein altes, hässliches Weib mit zerfetzten Kleidern. Gebückt und geduckt schleicht es dem Bach entlang. Er kennt sie. Es ist die Rufnerin. Sie brummt und summt in einemfort zu sich selber:

West und Hosen,
Knöpf und Rosen,
Spiel und Karten,
Speck und Schwarten,
Kraut und Ruben,
Meitschi und Buben,
Ross und Rinder,
Weib und Kinder,
Hühner und Hähndel,
Säcke und Bände ,
Gibt sich zusammen
Wie Herren und Damen.

Immer näher kommt sie, kriecht unter den Steg durch und eilt der Sense zu. Husch — ist sie schon über den Fluss. Sie ist nicht durch das Wasser gegangen, sondern darüber geflogen. Jetzt läuft sie wie ein Reh am jenseitigen Hang empor und verschwindet gegen die Schwarzenburgera hin. Was will sie wohl dort droben ?

Kurz darauf zogen Hirten aus Guggisberg mit ihren Herden auf die Schwarzenburgera. Aber schon am ersten Abend merkten sie, dass hier etwas nicht mehr in Ordnung war. Ein Kessi voll Milch hing über dem Feuer, das Lab wurde beigegeben, aber die Milch wollte nicht brechen. Sie rührten und rührten, — es gab weder Käs noch Ziger. Am andern Tage ging es nicht besser. Ein neues Übel kam noch hinzu. Aus der dicken gelben Nidel wollte keine Butter werden, auch wenn sie den Ankenkübel stundenlang drehten. Sie probierten ihre Künste jeden Tag aufs neue, doch alle Mühe war vergebens, — es gab einfach nichts. Was sollten sie noch länger die köstliche Milch vergeuden ? Das Sennwesen war verhext, es konnte nicht anders sein.

Um diese Zeit lebte in Guggisberg ein gewisser Brünacher, von dem es hiess, er könne mehr als nur Brot essen. Die Hirten baten ihn, er möchte in die Schwarzenburgera kommen und den bösen Zauber lösen. Brünacher kam und liess sich alles genau erzählen. Dann sprach er: « Eine Hexe will euch verderben. Aber ich werde sie bannen. Augenblicklich muss sie daherkommen und ihren Zauber beseitigen. Gehet vor das Haus und haltet Umschau aus welcher Richtung sie komme. Ich werde indessen hier drinnen die Bannung vornehmen ». Die Hirten eilten alle ins Freie und blickten wie Sperber über das weite Land hinaus. Eine kleine Weile verstrich. Plötzlich rief einer: « Schaut — dort drüben — ». Er zeigte mit der Hand nach dem Hang jenseits der Sense. Alle blickten gespannt hinüber und jetzt sahen sie, wie in der Gegend von Rufenen ein schwarzer Punkt im hellen Grün der Matte rasch sich fortbewegte. Er kroch unter den Bäumen durch, hüpfte über die Zäune und eilte den Hang hinunter. Jetzt sehen sie's deutlicher, — es ist ein Weib. Schon kommt es ans Ufer der Sense. Wird es durch das Wasser waten ? Nein, — es fliegt hinüber. Nun stürmt es den Hang empor wie ein von Hunden gehetztes Wild. Es naht mit Windesschnelle der Schwarzenburgera. Schon ist es da. Keu-

chend und schweisstriefend schiesst es mit flatternden Haaren an den Hirten vorbei, huscht ins Haus, reisst bei der Gadentüre die Schwelle weg, hebt ein kleines Päcklein auf und steckt es in die Tasche. Noch ehe die Hirten das Weib ergreifen können, fährt es schon wieder aus dem Hause und jagt den Hang hinunter der Sense zu.

« Das war eine tifige Freiburgerin », lachte der Brünacher, und die Hirten, die sich vor dem dämonischen Weibe nicht wenig gefürchtet hatten, lachten mit.

Von dem Tage an gerieten Käs und Anken auf der Schwarzenburgera wieder vorzüglich.

II.

Peter Neuhaus soll der schönste und fröhlichste Bursch des Oberlandes gewesen sein. In Menzisberg stand sein Vaterhaus. Seine zweite Heimat aber war die Geissalp. Da hinauf zog es ihn jedes Frühjahr mit Macht. Auf Bergeshöhen, wo die Lüfte reiner wehen, die Sonne heller scheint, der Donner mächtiger rollt und die Stürme wilder toben, da war seine Welt. Es gab für ihn nichts Schöneres als das Hirtenleben. Darum sang und jodelte er auch den ganzen Tag, und das Echo an den Kaisereggflühen kam einen Sommer lang nie zur Ruhe. Aber auch flink und kräftig war der junge Hirt. Im Schwingen und Steinstossen war er unbesiegbar. Und erst wenn der schmucke Bursch an der Bergkilbi auf dem Tanzboden erschien, dann schlug den Mädchen das Herze höher. Wo er hinkam, verbreitete er Sonnenschein, Freude und goldene Fröhlichkeit.

Doch, diese überquellende Jugendkraft und Lebensfreude sollte bald ein jähes Ende finden.

Der Herbst war auf die Geissalp gekommen, und Peter zog mit seiner Herde singend und jauchzend zu Tale. Als er sich dem Dorfe Plaffeien näherte, begegnete ihm ein buckeliges, schwarzhaariges und kuttertes Fraueli, welches einen Korb trug. Das war die Rufenenhexe. Aber Peter wusste noch nicht, dass sie eine Hexe sei. Sie blieb stehen und sagte ihm schmeichelnd: « Oh, wie bist du hübsch und gross geworden auf den Bergen ». Es war nicht das erste Mal, dass Peter diese Rede hörte. Er grüsste kurz und ging weiter. Aber die Hexe kehrte sich um und eilte ihm nach. Wie sie

so an seiner Seite dem Dorfe zuschritt, redete und fragte sie allerlei dummes Zeug: Ob er einen Schatz habe, — Ob er keine Frau wolle, — sie habe ihn auch gern, aber so eine werde er nicht wollen. Dann hob sie den Deckel des Korbes und nahm zwei, drei grosse Äpfel heraus. Sie zeigte auf deren rote Wangen und meinte: « Du wirst lieber eine mit solchen Bäcklein wollen. Das ist ein anderes An-

beissen». Dann lachte sie dumm. Plötzlich stopfte sie ihm die Äpfel in die Rocktasche und sprach: « Ich schenke sie dir, sie sollen dir Glück bringen». Peter wollte danken, aber sie wandte sich rasch um und eilte den Weg zurück.

Am Abend desselben Tages ass Peter ahnungslos die Äpfel. Sie sollten ihm ja Glück bringen. Aber kaum hatte er sie gegessen, da war er verhext und sein Geist umnachtete sich. Er redete irr. Er, der sonst immer fröhlich war, geriet in einen heftigen Zorn. Er, der sonst immer jauchzte und sang, jetzt schimpfte

und fluchte er, schlug um sich und bekam Tobsuchtsanfälle. Er riss die Kleider in Fetzen, zerschlug das Geschirr, verprügelte das Vieh und bedrohte die Mitmenschen. Es gab damals in unserem Lande noch keine Anstalt, wo man solch Unglückliche unterbringen konnte. Darum schloss man den armen Peter in eine Kammer und liess ihn wüten und toben. Die Nahrung reichte man ihm durch ein kleines Fensterchen. In der blühendsten Jugend aus dem fröhlichsten Lebensspiel herausgerissen, musste der Unglückselige wie ein lebendig Begrabener seine weitern Lebensjahre in dieser dunklen Kammer verbringen. Nie mehr konnte er nach der Geissalp ziehen. Nie mehr tönten seine Jauchzer und Lieder durch die Berge. Nie mehr heiterte sich sein Gemüt auf. Sein Geist blieb verdunkelt. Erst im Greisenalter erlöste ihn der gütige Tod aus diesem traurigen Dasein. — — —

Und die alte Hexe ? — Die musste den Scheiterhaufen besteigen.

« Riemle ».

Manche Hexen bereicherten sich durch Zauberkünste mit fremdem Gut. Sie entzogen dem Reichen das Geld, dem Wirte den Wein, den Kühen die Milch, den Hühnern die Eier. Um in Geldbesitz zu gelangen machte die Hexe es so:

Sie suchte zuerst von irgend einer Person, die bei Geld war, eine Münze zu bekommen. Diese wurde der « Riemenbatzen » genannt. Nun schloss sich die Hexe zu Hause ein und begann den Zauber. Erst nahm sie einen Lederriemen und klemmte das eine Ende desselben samt dem erworbenen Geldstücke zwischen ein Fenster oder eine Kastentüre. Dann legte sie Daumen und Zeigefinger oben an den Riemen und strich nach unten. Im Augenblicke, wo das freie Ende des Riemens ihr aus den Fingern glitt, hatte sie ein Geldstück in der Hand. Diesen Vorgang wiederholte sie so oft, bis alles Geld, das mit dem Riemenbatzen im gleichen Beutel gelegen hatte, in ihrer Hand war. Dann gab der Riemen nichts mehr und die Hexe musste wieder nach einem neuen Geldstück und einem neuen Opfer fahnden. Dieses Tun nannte man « riemlen ». Mit welchen Mitteln sich die Hexen in den Besitz des Riemenbatzens zu setzen wussten, zeigt folgende Geschichte.

Es war an einem Markttage. Ein Oberländerbauer hatte zwei Kühe verkauft und dafür eine schöne Summe Geld eingestrichen. Gegen Nachmittag verliess er die Stadt und machte sich auf den Heimweg. Als er gegen die Loretokapelle heraufkam, traf er eine alte, in Lumpen gehüllte Frau. Sie sass am Strassenrande, hielt beide Hände vor das Gesicht und schluchzte und weinte erbärmlich. Der Bauer redete sie an:

« Warum weint ihr ? — Seid ihr krank ? »

« Nein ! Aber so mag ich nicht mehr leben. — Ich halt's nicht mehr länger aus. Ich mache dem Elend jetzt ein Ende — ich springe hier über die Fluh hinab ».

« Das müsst ihr nicht tun. Sagt mir lieber, was euch fehlt, vielleicht kann ich helfen ».

« Mir will niemand helfen. Fünf Kinder — kein Verdienst — kein Brot — keine Milch. — Vom Morgen bis zum Abend gellt mir das Hungergeschrei in den Ohren. Nein, ich mache Schluss, ich halt's nicht mehr aus. Oh, meine armen Kinder ! »

« Und euer Mann ? »

« Der ist vor einem Jahr gestorben — verunglückt ».

« Wo wohnt ihr ? »

« Ganz hinten im Galterntal. »

Das Elend und der Schmerz der armen Frau rührten den Bauer. Er zog seinen Beutel, suchte einen grossen Taler heraus, drückte ihn der Armen in die Hand und sprach: « Geht und kauft euch Brot und Milch. Es reicht für einige Tage. Bis dahin werde ich Schritte unternehmen, dass euch geholfen wird ». Er knüpfte den Beutel sorgfältig zu, steckte ihn in die Rocktasche und wandte sich zum Gehen. Die Frau wischte sich die Tränen von den Augen, dankte überschwänglich, wünschte ihm des Himmels Segen und eilte der Stadt zu.

Zu Hause angelangt, wollte der Bauer den Markterlös nachzählen und versorgen. Da stand ihm vor Schreck das Herz einen Augenblick still. Der Beutel war wohlverschlossen — aber leer. Wo war das Geld denn hingekommen ? Verloren ? Gestohlen worden ? — Unmöglich ! Der Beutel war sicher nicht geöffnet worden, er kannte das am Knoten. Also musste ihm jemand das Geld geriemlet haben. Sein Verdacht fiel sofort auf die arme, weinende Frau, der er gutmeinend ein Almosen gegeben. War sie vielleicht eine Hexe — und ihr Tun nur Verstellung, um in den Besitz des Riemenbatzens zu gelangen ? — Welche Schlechtigkeit wäre das.

Am folgenden Tage eilte der Bauer wieder in die Stadt. Er wanderte das Galterntal hinauf und fragte überall nach der armen Witwe mit den fünf Kindern. Aber es gab im ganzen Tale keine solche Familie. Auch die weitern Nachforschungen in der Stadt und deren Umgebung hatten keinen Erfolg. Die Hexe war verschwunden.

Der Eierhagel.

Der Schneider von Plaffeien hatte einen Sohn, und der war närrisch verliebt in ein armes Mädchen, das mit seiner Mutter am Bergwald droben ein Hüttchen bewohnte. Der Junge redete schon von Hüselibauen und Frauelianstellen. Damit war aber der Vater nicht einverstanden. « Das hat noch alle Weil », sprach er. « Z'Wiben u z'Bue het scho menga g'rue. Schau, ob du nicht noch etwas besseres findest ». Das hörte der Bub nicht gern, denn er meinte, sein Schätzchen sei das schönste und liebste und beste und tüchtigste von allen Mädchen des Landes. Und wenn er dem Vater ihre Vorzüge in den rosigsten Farben malte, dann hatte dieser nur ein Kopfschütteln oder ein mitleidiges Lächeln oder einen altklugen Spruch für ihn übrig. O, diese Sprüchlein, die ärgerten ihn heillos.

Da hiess es einmal:

Nit under jedem Hübeli
Steckt as Tübeli.

Ein andermal:

D'Nacht, d'Liebi u der Wi
Gäh vurcherti Gedanken i.

Einmal spöttelte er sogar:

Vamena Holzöpfelbum
Ist no a ki Süessler aha kit.

Da begehrte der Sohn zu wissen, was damit gemeint sei. Nun rückte der Schneider mit der Sprache heraus: « Weisst du's wirklich noch nicht ? Bist du so taub und blind ? Die Spatzen pfeifens

bald von allen Dächern: Die Alte im Hüttli droben ist eine Hex — und die Junge wohl auch. So, nun hast du den Bescheid. Und wenn du noch einmal zu ihr gehst, so mache ich dir Ggiggoo ».

Die väterlichen Worte vermochten zwar nicht den Jungen zu ernüchtern, doch nahm er sich vor, in Zukunft Augen und Ohren besser zu öffnen. Am nächsten Sonntag zog es ihn mit Macht wieder zu seinem Schatz. Der Abend verlief wie immer. Kein verdächtiges Wort oder Zeichen hätte auf Hexerei deuten lassen. Auf dem Heimweg aber kam dem Burschen plötzlich ein Gedanke. Er bog von der Strasse ab, eilte quer durch die Matten zum Hüttlein zurück und spionierte durch das Fenster. Da sah er wie Mutter und Tochter unter dem Bett eine Schachtel hervorzogen, derselben ein Krüglein entnahmen und es auf den Tisch stellten. Jetzt tupften beide mit dem Zeigfinger hinein, hoben einen Schübel heraus, der wie Anken oder Schmalz aussah und leckten ihn ab. Dann verwahrten sie den Krug wieder in der Schachtel und schoben diese unter das Bett. Was weiter geschah, konnte der Spion nicht mehr sehen, denn das Licht wurde ausgeblasen.

Einige Tage später ging der Junge wieder z'chilt. Während Mutter und Tochter in der Küche noch die Arbeit beendigten, trat er ins Stübeli, holte leise die Schachtel unter dem Bett hervor und schleckte vom Inhalt des Krügleins einen Schübel. Es schmeckte süss wie Honig. Schon nach einer Stunde war ihm nicht mehr wohl, und er sagte Gutnacht. Auf dem Heimwege bekam er heftiges Bauchweh. Das rumorte und rollte wie ein Wildbach in seinem Leibe und tribulierte ihn nach Hause. Dort angekommen, legte er einen grossen Kratten voll Eier.

Das Bauchweh und die Liebe vergingen ganz plötzlich. Von « Hüselibauen » und « Fraueliansteller » redete der Junge nicht mehr.

Der lachende Fuchs.

Es war an einem Winterabend. Ein Jäger kehrte müde und ohne Beute von der Fuchsjagd heim. Als er durch den Flachsnerawald ging, zuckte er plötzlich zusammen. Ein prächtiger Fuchs kam ruhigen Schrittes ihm entgegen. Der Jäger riss das Gewehr an die Wange. Ein Schuss krachte. Der Fuchs stellte sich auf die Hinterbeine, streckte die Zunge heraus und gab einen Laut von sich, der genau so tönte, wie das Hohngelächter eines Menschen. Dann verschwand er im Gebüsch. Verdutzt blieb der Jäger stehen. Hatte er danebengeschossen ? Ganz unmöglich ! Oder war es am Ende kein richtiger Fuchs gewesen ? Man kann nie wissen.

Am folgenden Tage kam der Jäger zur gleichen Zeit desselben Weges. Plötzlich tauchte der Fuchs wieder auf und lief wie ein Hund gemütlich vor ihm her. Der Jäger zielte genau und drückte ab. Der Fuchs stellte sich diesmal auf die Vorderbeine, streckte den Schwanz und das Hintere in die Höhe, liess sein höhnendes Lachen erschallen und verschwand blitzschnell im Gebüsch. Der Jäger war jetzt überzeugt, dass dies kein richtiger Fuchs sei, sondern irgend ein Zauberwerk des Bösen. « Wart Füchslein », brummte er, « dir vergeht das Lachen noch ».

Zu Hause angekommen suchte er einen alten, hochgesegneten Rosenkranz hervor, löste einige Steine daraus und lud damit seine Flinte. Gegen Abend des nächsten Tages wanderte er wieder durch den Flachsnerawald. Auf einmal raschelte es in den Stauden, und der Fuchs kroch hervor. Langsam schritt er quer über den Weg, schaute den Jäger an und lachte laut. Pauff — krachte ein Schuss. Der Fuchs liess einen scheusslichen Pääg ertönen und sank zusammen. Der Jäger trat hinzu, die Beute aufzuheben. Doch blieb er wie versteinert stehen. An Stelle des Fuchses lag eine Frau tot am Boden, und ihr Blut rötete den Schnee. Er kannte sie — es war seine Nachbarin. Schon lange hatte man Verdacht, sie treibe Hexerei.

Hexenfahrt.

Ein Jüngling liebte eine Maid. Jeden Sonntagabend besuchte er sie. Bald genügte ihm das nicht mehr, und er erlaubte sich, die Woche hindurch dann und wann einen Kiltgang einzuschalten. Das schien ihr aber nicht besonders zu behagen, denn sie sagte jedesmal: « Am Freitag musst du dann nicht kommen, da habe ich keine Zeit ». Anfänglich machte er sich nichts aus dieser Rede. Später kam ihm der Verdacht, das Mädchen könnte heimlich noch einen andern lieben und diesem den Freitagabend widmen. Eifersucht quälte ihn, und er beschloss der Sache auf die Spur zu gehen.

Am nächsten Freitag machte er sich im Dunkel der Nacht auf den Weg, um den Nebenbuhler zu ertappen. Hübscheli schlich er sich ans Häuschen heran. In der Küche brannte Licht. Der Fensterladen schloss nicht gut. So konnte er durch eine Spalte alles beobachten, was drinnen vorging. Sein Schätzchen stand im Sonntagsgewand vor dem Spiegel, kämmte sich die Haare, flocht sie zu Zöpfen und band sie mit Seidenbändern. « Aha, die falsche Katze schmückt sich für den andern», dachte er. « Wenn er kommt, so schmeisse ich ihn in den Brunnentrog. Dort wird ihm die Hitze schon vergehen ». Aber es kam anders. Die Geliebte holte jetzt einen Topf herbei, nahm daraus eine Handvoll Fett und salbte damit einen Besenstiel. Sie setzte sich rittlings auf denselben und sprach: « Obenus u niena an ». Sogleich schwebte sie empor und flog im Hui zum Kamin hinaus.

Eine Weile noch stand der Jüngling verdutzt am Fenster. Dann entschloss er sich dem Mädchen zu folgen. Er drang in die

Küche, ergriff einen Besen, salbte ihn, klemmte ihn zwischen die Beine und sprach die Zauberworte. Da fühlte er sich emporgehoben und zum Kamin hinausgetragen. In sausender Fahrt flog er immer weiter und höher, über Felder und Wälder und Hügel und schlafende Dörfer. Endlich verlangsamte sich der Flug, und als seine Füsse wieder den festen Boden unter sich fühlten, da stand er auf einer Waldwiese, die von einem mächtigen Feuer erhellt war. Hier wimmelte es von Hexen und Hexenmeistern. Die einen wirbelten im Tanze, die andern sassen an reichgedeckten Tischen und assen und tranken. Einige Zeit stand er da, schaute dem ausgelassenen Treiben zu und suchte seine Liebste zu erspähen. Jetzt entdeckte er sie. Sie tanzte ganz übermütig. Ihre Blicke trafen sich. Sogleich liess sie ihren Tänzer fahren, ergriff auf einem der Tische einen Becher voll Wein, brachte ihn dem Burschen und sprach mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit: « Soso, bist du auch hier ? Eh, das freut mich — das freut mich. Trink erst diesen Wein, und dann wollen wir tanzen — tanzen ». Er nahm den Becher aus ihrer Hand und sagte: « In Gottes Namen — ja». Da ertönte ein hundertstimmiger Wutschrei — stockdunkel wurde es, und der ganze Zauber verschwand. Dem Jüngling war, als stürze er aus den Wolken in rasender Schnelligkeit auf die Erde hinunter. Der Atem ging ihm aus, er glaubte ersticken zu müssen, — die Sinne schwanden ihm.

Als er wieder erwachte, schien ihm die Morgensonne ins Gesicht. Er lag in einem Sumpf — viele Stunden von daheim entfernt. Der Schlamm verdeckte ihn fast. Einen halbverfaulten, stinkenden Pferdefuss hielt er noch in der Hand. Das war der Becher, den sein Schatz ihm gereicht hatte.

Das Muttergottesbild.

Es gab eine Zeit, da segnete Gott die Erde mit grosser Fruchtbarkeit. Auf jedem Weizenhalm wuchsen sieben bis zehn Ähren. Da kannte man keine Nahrungssorgen. Die Menschen führten ein üppiges, geniesserisches Leben. Mit den Früchten des Feldes mästeten sie ihr Vieh und schwelgten dann bei vollen Fleischtöpfen. Aus dem Überfluss an Korn brauten sie Getränke, mit denen sie sich berauschten. Aber die Genussucht machte die Menschen hartherzig und führte sie auf den Weg des Lasters.

Gott, der Herr, schaute langmütig zu. Doch eines Tages war seine Geduld erschöpft. Er sprach: « Seit die Menschen im Überfluss leben, dienen sie mir schlecht. Sie meinen, wenn der Acker bestellt und der Samen gestreut sei, dann wäre alles getan, und die Ernte sei der wohlverdiente Preis ihrer Mühen. Dass Regen und Sonnenschein, Wachstum und Reife von mir kommen, daran denken sie nicht. Ich will sie wieder an den Schöpfer erinnern, von dem alle Gaben kommen ».

Auf Gottes Geheiss kamen jetzt schlimme Jahre über die Erdenbewohner — Jahre, in denen unter fortwährenden Regenschauern jede Frucht verfaulte — Jahre, in denen die heisse Sonnenglut alles versengte. Bald herrschte Hungersnot auf Erden und Jammern und Wehklagen. Einige Menschen beteten zu Gott um Hilfe, andere fluchten und lästerten. Der Herr aber wollte warten, bis alle sich zu ihm bekehrt hatten. Hunger und Elend wurden mit jedem Tage grösser.

Da erbarmte sich endlich die Mutter Gottes der armen, sündigen Menschheit. Sie ging zu ihrem göttlichen Sohne und redete

also zu ihm: « Ich kann das Elend der Menschenkinder nicht mehr länger ansehen. Mich dauern die armen, verzweifelten Mütter, die noch das Wenige sich vom Munde absparen um es ihren weinenden Kindern zu geben. Schau diese Heldinnen der Liebe, wie sie hohlwangig, bleich und abgezehrt sich einherschleppen. Mich erbarmen die unschuldigen Kinder, deren Hungerschreie bis zu mir heraufdringen und die dahinsterben wie die Blumen unter der Sense des Mähers. Mein Mutterherz könnte bluten vor Schmerz beim Anblick dieses Jammers. Darum bitte ich dich, lass dir die Strafe genug sein und erbarme dich deines Volkes ».

Da war der Herr gerührt und sprach: « Mutter, wie könnte ich dir eine Bitte abschlagen. Wohlan, die Strafe sei von den Menschen weggenommen. Aber, damit sie nicht wieder in die alte Sünde zurückfallen, wird die Erde nie mehr ihre einstige Fruchtbarkeit erhalten. Gute und wenigergute Jahre sollen miteinander abwechseln und mein Segen wird nur jenen in reicherem Masse zukommen, die sich darum bemühen, und die auch gegen die Armen gut sind. An jedem Halme soll inskünftig nur mehr e i n e Ähre reifen. Damit die Menschen aber wissen, wem sie ihre Rettung verdanken, soll dein Bild jedes Körnchen zieren ».

Und so ist es bis heute geblieben. Wenn man ein Weizenkorn betrachtet, so erkennt man an seiner Spitze, dort wo das Keimblatt liegt — ein winziges, feines Muttergottesbild.

Das liebe Brot.

1. Der Hartherzige.

Eine arme Frau klopfte an die Türe des Bauernhauses. Die Bäuerin kam heraus und fragte nach Begehr. « Um Gotteswillen einwenig Brot, wir haben schon lange keines mehr gesehen ». Die Bäuerin hatte ein gutes Herz und wies keinen Bittenden ab. « Wartet », sprach sie, « ich hole euch ». Aber in diesem Augenblicke schlürpte der Bauer herbei und fuhr sie an: « Was — du willst Brot verschenken ? Das dulde ich nicht ». Er stellte sich vor die Bettlerin und schrie sie an: « Wir Bauern bekommen das Brot auch nicht geschenkt. Wir müssen pflügen, bis uns der Buckel krumm wird und der Schweiss in die Furche brünnelt. Wir müssen im heissen Sonnenbrand das Korn mähen, die Garben binden — müssen beim Dreschen Wolken von Staub schlucken. Aber da sieht man keine Bettler — haben Angst, sie müssen helfen. Erst der süsse Duft des neugebackenen Brotes lockt sie an wie der Honig die Wespen. Dann kommen sie, strecken die Hand aus und drehen die Augen fromm himmelwärts: Bauer, gib uns der Gottswillen Brot. Ich aber sage: Packt euch der Gottswillen fort und schaffet ».

Die Bäuerin fiel ihm in die Rede: « Du versündigst dich. Nicht alle Armen sind Faulenzer. Es gibt unter ihnen auch brave Leute, die stets ihre Pflicht getan haben und unverschuldet in Not geraten sind. Denen müssen wir helfen, das ist Christenpflicht ». Der Bauer liess sich nicht belehren. « Das Korn, das Brot, welches ich erarbeitet habe, gehört mir — mir allein — und niemand, nicht einmal der Herrgott kann von mir verlangen, dass ich es mit die-

sem Bettelpack teile ». So sprach er und schlug zornig die Haustüre zu. Die arme Frau ging weinend von dannen um vor einer andern Türe ihre Bitte zu wiederholen.

Was jetzt geschah, das sah der Bauer nicht. Aus allen Ritzen und Fugen und Spalten des Speichers krochen kleine, schwarzbraune Käferchen (Calandra granaria). Sie fielen über das Korn her, bohrten mit den spitzen Rüsseln feine Löchlein in die Weizenkörner und legten in jedes ein winziges Ei hinein. Aus diesem schlüpfte bald ein Würmchen. Das frass sich tiefer und tiefer ins Körnchen hinein, höhlte es vollständig aus und verpuppte sich endlich darin. Sechs Wochen später begann es in den Getreidekasten leise zu krabbeln und zu summen. Aus jedem Weizenkorn kroch ein Käferchen. Hui, wie das wimmelte. Der ganze Getreidehaufen wurde lebendig.

Als der Bauer eines Tages die Speichertüre öffnete, da wirbelte wie eine schwarze Wolke ein riesiger Käferschwarm ihm entgegen, hob sich in die Lüfte und schwebte von dannen. « Mein Gott », schrie der Bauer entsetzt, « das Korn fliegt aus — das Korn fliegt aus ! » In den Kasten fand er noch die dünnen Hülsen der Körner. Die waren leicht und wertlos wie Spreu. Wie kam es nur, dass er gerade jetzt an jene arme Frau denken musste, die er so unbarmherzig von der Türe gejagt hatte ? Zu spät bereute er seine Hartherzigkeit. Nun konnte er nicht mehr das eigene Brot essen — musste es kaufen wie die armen Leute. Auf so einen Bauer zeigte man damals mit Fingern.

2. Der Mitleidige.

Es war zur Frühlingszeit. Ein frommer Bauersmann hatte seine Äcker bestellt und die Sommerfrucht gesät. Jetzt ging er im Kornspeicher herum, guckte in alle Kasten, schätzte und rechnete zusammen, wieviel Brotgetreide ihm noch bis zur Ernte verbleibe. Endlich schüttelte er das Haupt und sprach zu sich selber: « Wenig — wenig. Wir müssen das Brot ordentlich sparen, sonst mögen wir nicht zusammen ».

Während er so sann und sich sorgte, polterte jemand die Stiege herauf. Wie er aufblickte, stand der Nachbar unter der niedrigen

Türe und redete also: « Ich möchte gern ein Blätzli Sommerweizen säen, aber ich habe keinen Samen. Er ist diesjahr so rar. Wollt ihr so gut sein und mir aus der Not helfen ? » Der Bauer antwortete: « Du kommst zum Lätzen. Soeben habe ich mit Schrecken festgestellt, dass mir wenig Getreide mehr verbleibt und wir von heute an selber das Brot sparen müssen. Es tut mir leid, ich hätte dir gerne geholfen, aber es geht nicht ». Da liess der Nachbar traurig den Kopf sinken und ging enttäuscht von dannen.

Der Bauer schaute ihm eine Weile nach. Der arme Mann dauerte ihn. Er hatte am steinigen Hang ein verschuldetes Gütlein und schaffte fast Tag und Nacht, um seine grosse Familie durchzubringen. Ja, dem hätte er gerne geholfen. Aber wenn man nicht kann. — Da fiel sein Blick auf die Inschrift über der Speichertüre.

O parmhertziger Gott
Syg unz gnädig in aller Noth.

Wie oft war er achtlos an dieser Schrift vorbeigegangen. Heute aber zwang sie ihn zum Nachdenken, und er verstand, was sie sagen wollte: « Du musst zuerst barmherzig sein gegen deine Mitmenschen, dann wird Gott auch mit dir gnädig sein. Not hat man auf diesem Bauernhofe nie gekannt, obwohl es manchmal Missernten gab. Deine Vorfahren waren Bauersleute von altem Schrot und Korn. Die hätten nie einen Dürftigen abgewiesen. Trotz ihrer Freigebigkeit — oder gerade deswegen — waren sie zu Wohlstand gelangt. Auch du bist sonst ihrem Vorbilde gefolgt. Aber heute warst du klein und verzagt und deiner Ahnen unwürdig ».

So mahnte die alte Inschrift über der Speichertüre — und sie tat es nicht umsonst. Der Bauer hielt die Hände trichterförmig an den Mund und rief dem Nachbar zu: « Heh ! Komm zurück — komm zurück ! » Er kam. Jetzt stand er wieder im Speicher. « Halte den Sack auf », gebot der Bauer. Dann ergriff er die Schaufel und warf hinein bis der Sack fast voll war. Der Nachbar war hocherfreut und sprach mit einer Stimme, die vor Rührung zitterte, andachtsvoll den alten, sinnigen Dankeswunsch:

« Vurgälts Gott hundergtusig Male,
Tröscht Gott die arme Seele,
Welli Gott as der nüt as münder hiiget ».

Das klang wie ein Gebet...

Wenige Tage später räumten Bauer und Bäuerin im untern Stock des Speichers auf. Nach getaner Arbeit setzten sie sich auf eine Truhe, ruhten und plauderten. Da hörten sie über sich in der Kornkammer ein merkwürdiges Geräusch. Es knisterte und rieselte so seltsam. « Hörst du's da droben ?» fragte die Frau. « Am Ende sind uns noch Mäuse oder Ratten hinter das Korn geraten. Das fehlte noch ». Der Bauer erhob sich, stieg die Treppe hinauf und öffnete die Türe. Da stiess er einen Freudenschrei aus und rief: « Komm schnell herauf, komm ! » Nun standen sie da, Hand in Hand und staunten auf das Wunder: Der Kasten, aus welchem dem armen Nachbar sein Sack gefüllt worden, er war schwappvoll, nein, er floss über. Und noch immer rieselten die Körner auf den Boden und bildeten dort einen kleinen Hügel, der sich höher und höher wölbte, bis er selber so hoch wie der Kasten war. Dann erst hörte das Rieseln auf.

Schauer ergriff die beiden Zeugen des Wunders. Lange brachten sie kein Wort hervor. Endlich flüsterte der Bauer: « Des Nachbars Dankeswunsch hat sichtbar sich erfüllt. Nie mehr — selbst wenn ich darum darben müsste — soll ein Armer mit leeren Händen von meinem Hofe gehn ».

Das Gespenst.

Auf dem Berg bei Plaffeien lebten vor langer Zeit zwei alte Leutchen. Sie starben beide kurz nach einander, und entfernte Verwandte erbten ihr Besitztum. Sie hätten es gerne verkauft, aber es meldete sich kein Liebhaber. Endlich machte ein Nachbar ein Angebot; das war aber so niedrig, dass es kaum die Hälfte des Wertes darstellte. Da behielten die Erben das Gut und verpachteten es an eine alleinstehende Witwe. Aber wenige Tage später fand man diese tot neben ihrem Bette. Einige Zeit blieb das Haus unbewohnt. Dann zog ein alter « Gettel » als Pächter ein. Doch schon nach zwei Tagen fand man ihn ebenfalls tot im Bette. Die Nachbarschaft geriet in Aufregung. Man wollte Hilfeschreie gehört haben. Es wurde eine Untersuchung gemacht. Sie ergab keine genaue Todesursache. Mord lag nicht vor. Die Leiche wies keinerlei Spuren einer Verletzung auf. Geld und Gut war nicht berührt worden. Vergiftung kam auch nicht in Frage. Also, was konnte den Tod verursacht haben? Geheimnis. Bald tauchte das Gerücht auf, es gehe in dem Hause ein grausiges Gespenst um. Die Witwe und der « Gettel » seien wohl vor Schrecken gestorben. Das Haus kam in den übelsten Ruf. Einige Leute verlangten, dass man es abreisse, andere meinten, man sollte es verbrennen. Aber die Erben taten weder das eine noch das andere, und das Gespensterhaus blieb lange unbewohnt.

Eines Tages kehrte ein Bürger von Plaffeien, der viele Jahre als Söldner in fremden Kriegsdiensten gestanden, in sein Heimatdorf zurück. Er besass Geld und hätte damit gerne ein Heimetli ge-

kauft, um den Rest des Lebens der friedlichen Arbeit zu widmen. Aber es war um diese Zeit in der ganzen Umgebung nichts feil als eben jenes berüchtigte Gütlein auf dem Berg. Der Soldat entschloss sich gleich, dieses zu kaufen. Man riet ihm ab und schilderte ihm, wie dort ein grausiges Gespenst hause und jeden töte, der einziehe. Aber er war nicht furchtsam und glaubte nicht an Gespenster. Noch am selben Abend wollte er in der verrufenen Hütte übernachten und mit dem Ungeheuer Bekanntschaft machen. Man suchte ihn mit Gewalt von seinem Vorhaben abzubringen. Sogar der Herr Pfarrer kam und redete ihm zu, er solle nicht Gott versuchen, er gehe in den sichern Tod. Alles nützte nichts. « Ein alter Krieger, der dutzendmal dem Tod ins Auge geschaut hat, fürchtet sich nicht vor einem Gespenst », sagte der Soldat. Dann nahm er eine Kerze, eine Flasche Schnaps und seinen Degen und begab sich in das unheimliche Haus. Er machte Licht in der Stube, setzte sich an den Tisch und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Von Zeit zu Zeit stärkte er sich mit einem kräftigen « Gutz » aus der Flasche. So verging Stunde um Stunde. Im Hause herrschte tödliche Stille. Nicht ein Mäuschen regte sich. Mitternacht war längst vorüber. Der Spuk wollte nicht beginnen. Da blies der Soldat die Kerze aus, warf die gekreuzten Arme auf den Tisch, legte das müde Haupt darauf und schlief ein. Als er wieder erwachte, schien der helle Tag ins Zimmer. Er rieb sich die Augen und trat vor das Haus. Da standen ringsum schon Grüpplein von Leuten, die besorgt auf ihn zu warten schienen. « Gottlob, er lebt noch », riefen sie jetzt, und er sollte ihnen erzählen, was er diese Nacht erlebt habe. « Schnaps getrunken und geschlafen habe ich, das ist alles, was ich erlebt habe », lachte er.

Am folgenden Abend begab er sich wieder auf die Wache. Er sass am Tisch, schaute ins flackernde Kerzenlicht, gönnte sich dann und wann einen Schluck aus der Flasche und liess Stunde um Stunde verrinnen. In der Kirche drunten schlug es schon Mitternacht. Da hörte er das Tenntor knarren. « Aha, jetzt aufgepasst — das Gespenst kommt », dachte er. In der Tenne draussen begann es zu rumoren und zu poltern. Der Lärm ging über das Leiterli auf die leere Bühne hinauf. Jetzt stampfte das Ungeheuer wie ein wildes Ross auf der Bühne herum und zog eiserne Ketten

klirrend hinter sich her. Das rumpelte und polterte und klopfte und stampfte — bald näher, bald ferner. Jetzt riss es neben dem Kamin die Falltüre auf und rasselte über die Stiege in die Küche hinunter, immer die schweren Ketten hinter sich herziehend. Eine Weile fuhr es wild in der Küche herum und klopfte und hämmerte an die Wände. Auf einmal traf ein Hieb die Stubentüre. Krachend flog sie auf und ein scheussliches Ungetüm trat über die Schwelle. Es war in zottige Felle gehüllt, hatte einen Rüssel wie ein Schwein und trug Hörner auf dem Kopfe. Obwohl es wie ein Tier aussah, ging es doch aufrecht wie ein Mensch. Der Soldat sprang auf, ergriff seinen Degen, trat dem Monstrum entgegen und rief: « Im Namen der heiligsten Dreifaltigkeit, sage mir, bist du ein Mensch oder ein Geist — und was willst du hier ? » — Das Ungetüm gab keine Antwort. Es grunzte wie ein Schwein, erhob die Tatzen und näherte sich drohend dem Soldaten. Der aber stiess ihm blitzschnell den Degen durch die Brust. Das Gespenst wankte, plumpste zu Boden und gab kein Lebenszeichen mehr von sich. Eine Blutlache rötete den Boden.

Der Krieger liess das Ungeheuer liegen und wachte neben ihm, bis der Morgen anbrach. Dann trat er vor das Haus. Es standen wieder viele neugierige Leute in der Nähe und riefen freudig: « Schaut, schaut, er lebt noch ». Nun erzählte er ihnen sein Abenteuer und befahl die Polizei zu holen. Diese traf bald am Orte ein. Sie untersuchte und entkleidete das Gespenst, und unter all dem Mummenschanz kam ein bekanntes Gesicht zum Vorschein: — jener Nachbar, der das Gut zum halben Preis hatte kaufen wollen. Jetzt war das Rätsel gelöst. Schauder und Entsetzen ergriff alle.

Der Soldat kaufte nun das Gütlein, vertauschte das Schwert mit dem Pflug und führte ein ruhiges, zufriedenes Dasein. Es zeigte sich kein Gespenst mehr.

Das Tscherla-Ungeheuer.

Es geht eine alte, verblichene Sage von einem Ritter, der aus fernem, fremdem Lande kam, auf einem hohen Felsen über der Ärgera eine Burg baute und hier ein weltabgeschiedenes Dasein führte. Niemand erfuhr seinen Namen, seine Herkunft; niemand verstand seine Sprache. Drei Söhne verliessen später die väterliche Burg, erbauten ihr gegenüber auf dem linken Ufer des Flusses drei Schlösser und nannten sie in ihrer Sprache: «Tscherlu, Tscherla, Tschupru». Sie erwarben sich immer mehr Güter in der Gegend und herrschten als strenge Herren über ihre Vasallen. Aber ein Fluch lastete auf ihrem Geschlechte, und auf eine kurze Herrlichkeit folgte ein rascher Niedergang. Die Burgen zerfielen eine nach der andern. Einsam und kinderlos hauste noch der letzte Sprosse der Familie in Tscherla. Verfolgt vom Fluche, der auf seinem Blute lastete, gequält von Gewissensbissen über sein schuldbeladenes Leben, stürzte er sich eines Tages in sein eigenes Schwert. Ein stolzes Menschengeschlecht verschwand mit ihm von dieser Erde, um andern Platz zu machen.

Das Schloss Tscherla zerfiel. Aus den Ruinen erstand später ein Bauernhaus. Doch der Geist des letzten Ritters fand keine Ruhe. Als gefürchtetes Ungeheuer musste er noch lange, lange umgehen. Er bewohnte die « obere Stube » des Hauses. Dort sah man ihn zeitweise als rotes Lichtlein herumfahren. Hie und da nahm er die Gestalt eines grossen, schwarzen Hundes an. Meist aber blieb er unsichbar. In seiner Behausung duldete er keine Gegenstände. Stellte man einen Korb, einen Stuhl, ein Paar Schuhe oder sonst etwas

hinein, so lagen diese Dinge im nächsten Augenblicke vor der Türe. Im ganzen Hause war kein Spinnengewebe zu finden und aussen an den Mauern wuchsen keine Nesseln. Das Ungeheuer beseitigte alles. Die Bewohner des Hauses liessen es gewähren, und darum tat es ihnen nie etwas zuleide. Wer es aber herausforderte, dem ging es zu Leibe.

Ein Knecht begab sich eines Morgens in die Tenne, um den Tieren das Futter zu geben. Da fehlte die Gabel. Er suchte und suchte und konnte sie nicht finden. Nun stieg ihm der Zorn in den Kopf und er rief: «Jetzt hat mir der schwarze Teufel da droben die Gabel verschleipft». Da kam ein donnerartiges Gepolter über die Bühne. Der Knecht floh ins Freie und schmetterte das Tenntörli hinter sich zu. Als der Rumpel vorbei war, kehrte er wieder zurück. Da fand er die Gabel im Tenntor eingesteckt und die Zinken schauten auf der Aussenseite heraus.

Ein Bauer aus dem Unterland fuhr einmal nach St. Silvester, um Holz zu holen. Als er durch Tscherla kam, erinnerte er sich an das Ungeheuer, von dem er so oft erzählen gehört. Er hielt die Pferde an, stand auf den Wagen hinauf und spähte nach den Fenstern des Bauernhauses. Das Lichtlein, das dort herumgehen soll, hätte er gerne gesehen. Aber wie lange er auch den Hals streckte und hinblickte, es zeigte sich nichts. Da brummte er zu sich selber: « Das Flaag tuet nüt dergliiche ». Wie er sich aber umwandte, da lagen seine beiden Pferde am Boden und waren mit den Beinen und den Geschirren fest ineinander verwickelt. Er musste Leute herbeiholen, und mit deren Hilfe gelang es ihm, nach langer Arbeit das Gespann wieder zu stellen und von der bösen Stelle wegzukommen.

Einer aus dem Plenefy kehrte an einem Markttage spät in der Nacht nach Hause zurück. Er fühlte sich zu Heldentaten aufgelegt. Als er durch Tscherla ging, hatte er einen kühnen Einfall. Er blieb stehen und rief: « Hoppla ! — Isch ds Ungkühr o dahim, — oder isch es eppa z'Märet ». Da gab es hinter ihm ein « mords Gfläder », der tapfere Mann wurde trotz seiner Schwere von einer unsichtbaren Macht emporgehoben, wie ein Laubblättchen durch die Luft gewirbelt und dann irgendwo in ein dichtes Dorngestrüpp geschleudert. Dort blieb er gebannt und musste die ganze Nacht in diesem stacheligen Bette bleiben. Als es anfing zu tagen, erkannte

er, dass er weit hinten im Tscherlawalde lag. Erst als in St. Silvester die Morgenglocke läutete, da wich der Bann, und der Dornbusch gab sein Opfer frei. Mit zerfetzten Kleidern, zerkratztem Gesicht und blutigen Händen gelangte der arme Mann endlich vom Markte nach Hause.

Um diese Zeit amtete Pater Schranz als Kaplan zu St. Silvester. Er wollte das Ungeheuer beschwören, aber es gelang ihm nicht. Der Geist war nicht aus dem Hause zu treiben. Drohend rief er dem Geistlichen zu: « Mache nicht, dass ich dich einmal nach dem Abendläuten noch draussen antreffe ».

Eines Tages musste Pater Schranz nach Freiburg gehen. Doch zuvor befahl er dem Sigrist, am Abend erst zu läuten, wenn er wieder daheim sei. Aber der Kaplan blieb lange aus. Die Nacht brach herein und noch war er nicht zurück. Da dachte der Sigrist, der Herr werde wohl beim Pfarrer von Giffers übernachten, wie er es schon öfter getan — und er läutete. Pater Schranz ging in diesem Augenblicke gerade durch Tscherla. Als die letzten Glockentöne in der Nacht verhallt waren, da sauste der schwarze Hund hinter ihm her, warf ihn zu Boden und zerriss ihn. Am Morgen fand man die blutige Leiche des Kaplans auf der Tscherlamatte. An der Stelle errichtete man ein Kreuz. Das steht heute zwar nicht mehr, aber es leben noch Leute, die es gesehen haben.

Man sagt, wenn ein Ungeheuer Menschenblut getrunken habe, dann verschwinde es. So war es auch mit dem Tscherlaungeheuer. Seit jener Nacht hat es sich nie mehr gezeigt. Als man später sein Zimmer untersuchte, fand man an einer Wand den blutigen Abdruck einer Hand. Man wollte dieses grausige Zeichen wegwaschen. Vergebens. Man hobelte es weg — es erschien sogleich wieder. Man riss das Brett heraus und verbrannte es. Doch kaum war ein neues eingesetzt, erschien darauf auch wieder die blutige Hand. — Wer aber heute nach ihr sucht, der findet sie nicht mehr. Die ganze Wand ist entfernt worden und damit auch die letzte Spur des Ungeheuers.

Der Geisterzug.

Im Muscherenschlund liegt eine schöne Alp — die Birchera. Dort hirtete um die Mitte des 18. Jahrhunderts Joseph Offner vom Kloster bei Plaffeien. Der hatte einmal ein sonderbares Erlebnis. In einer hellen Sommernacht lag er auf dem Heu und konnte nicht schlafen. Es mochte gegen Mitternacht sein, da hörte er, wie ein mächtiges Herdengeläut den Berg herunter kam und sich dem Stafel näherte. Offner war erstaunt und konnte sich nicht erklären, wer das sein könnte. Er stand auf, warf rasch einige Kleider an und trat vor das Haus. Im Schein des Mondes sah er eine grosse Viehherde die Weide herunterkommen. Sie nahte sehr rasch. Jetzt ging der Zug am Hause vorbei. Es waren etwa sechzig Kühe. Alle trugen Schallen und Glunggen. Das gab ein ohrenbetäubendes Läuten und Klingen. Drei rabenschwarze Männer begleiteten die Herde und trieben sie mit lautem Hoh-hoh-hoh zu raschem Laufen an. Geisterhaft war dieser Zug anzuschauen. Nur einen Augenblick — und schon war er vorüber und zog das Tal hinaus. Noch eine Weile hörte man das Klingen und Rufen, aber immer ferner und ferner tönte es. Dann erstarb es hinter dem Walde.

Offner legte sich wieder ins Heu. Aber am andern Morgen konnte er nicht mehr aufstehen. Ein Bein war stark aufgeschwollen, ganz schwarz und schmerzte heftig. Warum ? — Der Hirt wusste es. Die Herde und die Treiber, die er in der Nacht geschaut, waren Geister gewesen. Wenn aber solche am Hause vorbeigehen, dann dürfen die Menschen ihnen nicht zu nahe treten — nur soweit als die Dachtraufe geht, aber ja nicht weiter. Offner musste mit

dem einen Bein über diese Linie hinausgetreten sein. Er wurde für seinen Vorwitz mit einem mehrwöchigen Leiden bestraft.

*
* *

Vom gleichen Joseph Offner wird noch etwas anderes erzählt. Es war im Frühling, am Tag der Alpfahrt. In Offners Haus wurden die letzten Vorbereitungen getroffen. Da geriet der Vater mit seinem Sohne in Meinungsverschiedenheit wegen der Hirtschaft. Der Wortstreit zog sich eine Weile hin. Endlich brach man auf. Aber unterwegs ging die Auseinandersetzung weiter. So kamen sie zankend bis Gutenmannshaus. Hier wollte der Vater dem Streit endlich ein Ende bereiten. Er blieb stehen und sagte zum Sohne:

« Ich werde nicht nachgeben und du wohl auch nicht. Wir wollen darum nicht weiter streiten und von etwas anderem reden ».

Mit diesen Worten zog Offner sein « Nuschter » aus der Tasche und begann den Rosenkranz vorzubeten. —Wohl oder übel musste der Sohn ihm antworten. So gingen die beiden laut betend weiter, bis sie nach zwei Stunden in der Birchera anlangten.

Die Cordeyena.

Auf der Sonnenseite des Schwarzseetales liegt die Alp Cordey. Vor langer, langer Zeit soll dort eine Frau aus Verzweiflung sich schwer vergangen haben. Man weiss nicht mehr genau, worin ihr Verbrechen bestand. Die einen behaupten, sie habe sich selber das Leben genommen, andere meinen, sie habe ihr Kind getötet, und die dritten endlich glauben, sie habe beides getan. Sicher ist, dass sie darum nicht selig werden konnte. Ihr Geist musste an den Ort des Verbrechens zurückkehren und da umgehen und sühnen. Wie lange wohl ? Soviel Jahre und Tage, als sie vom Leben, das ihr und ihrem Kinde vom Schöpfer bestimmt gewesen, mit frevler Hand abgeschnitten hatte. Unsichtbar ging sie jetzt im Hause um. Bald hier, bald dort hörte man sie stöhnen und bitterlich weinen. Manchmal tat sie sich durch Poltern und Klopfen kund. In mondhellen Nächten aber wandelte sie in ihrer menschlichen Gestalt jauchzend und singend um die Hütte herum.

Wie kam es nur, dass dieser Geist eines Tages in Heitenried auftauchte ? Hat man je gehört, dass Geister auswandern, in fremde Gegend zu fremden Menschen ziehn ? Und doch ist es geschehen. Eine Kette von Ereignissen war daran schuld. Ein nasser Sommer verursachte eine magere Heuernte. Ein langer, strenger Winter erzeugte darauf eine böse Futternot. Und als die Bauern schon sehnsüchtig nach dem ersten Grün Ausschau hielten, da setzten neue Schneestürme ein. In den Ställen brüllte das Vieh vor Hunger.

Jetzt machte sich ein Bauer aus Heitenried mit Ross und Wagen auf den Weg um in den Bergen Heu zu suchen. Er kam ins

Schwarzseetal, ging von Haus zu Haus und hielt Nachfrage. Endlich gelang es ihm, auf der Alp Cordey ein Heustöcklein zu erstehen. Und nun nahte das Unheil. Als der Wagen schon geladen und zur Abfahrt bereit stand, ergriff der Bauer noch einen Besen und wischte auf der Bühne und vor dem Hause alle verzatterten Halme zusammen. Das gab wieder eine Gabel voll. Es durfte in dieser Notzeit nichts von dem kostbaren Gute zurückgelassen werden. Und noch einmal entdeckte sein spähendes Auge ein paar vergessene Blättchen und Stengelchen. Auch die mussten her. Er las sie mit den Händen auf und stopfte sie sorgfältig ins Fuder. Ach, hätte er doch diesen letzten Halm liegen gelassen, denn in ihm verbarg sich der Geist jenes unglückseligen Weibes. Zu spät! Das Unheil war geschehen. Ein schweres Heufuder rollte auf holperigem Wege von der Alp Cordey ins Tal hinunter.

Spät in der Nacht näherte es sich dem Weiler Lettiswil. Der Mond schien hell. Da — auf einmal gewahrte der Bauer mit Entsetzen, wie oben auf dem Fuder ein Weib aus dem Heu kroch, sich auf die Füsse stellte, die Arme an die Hüfte stemmte und mit heller Stimme zu singen und zu jodeln begann. Schauder packte ihn, und es ward ihm sofort klar, dass dieses Wesen ein Geist sein müsse. Er peitschte und jagte die Pferde. Im Galopp ging es weiter. Das Weib aber spazierte gemächlich auf dem Fuder hin und her und sang und jodelte weiter. Ob dem Hofe Schwellibach streifte das Fuder einen Kirschbaum und stürzte um. Jetzt verschwand das Gespenst. Der Bauer spannte die Pferde aus und floh nach Hause. Am andern Tage lud er das Heu wieder auf und führte es heim. Doch diesmal nahm er sich nicht Zeit alle die Hälmchen aufzulesen. So blieb der Geist an der Unfallstelle zurück.

Er irrte zuerst eine zeitlang hier umher, dann zog er den Hang hinab, dorthin wo die dunklen Wasser des Schwellibaches träge durch Erlen und Weidengebüsche fliessen. In dem engen Tälchen steht heute noch im Waldesschatten ein altes Hüttlein, das ehedem als Knochenstampfe diente. Hier nahm der Geist, den man fortan nur noch die Cordeyena nannte, seinen Wohnsitz. Von hier aus machte sie in mondhellen Nächten ihre Wanderungen. Anfänglich stieg sie immer wieder singend und jodelnd den Hang empor bis zur Stelle, wo sie vom Fuder gefallen war. Als man aber an jenem

Kirschbaume ein Bild der Mutter Gottes befestigte, blieb sie aus. Sie wanderte jetzt entweder bachaufwärts gegen Mellisried oder bachabwärts bis nach Lehwil. Unzählige nächtliche Wanderer wollten die Cordeyena gesehen haben. Die einen erklärten, sie habe ein schwarzes Hüeti getragen, andere sagten, sie habe immer einen roten Kopflumpen angehabt und am Arme ein Körblein getragen. Ja, es gab sogar Leute, welche fest und steif behaupteten, die Cordeyena habe gar keinen Kopf; was manche für einen roten Lumpen hielten, sei nichts anderes als der blutige Stummel des Halses, der aus dem dunklen Kleid herausrage.

Ein Mann aus Winterlingen ging einst zur Nachtzeit dem Schwellibach entlang heimwärts. Als er an der Stampfe vorbeikam, erinnerte er sich der Cordeyena. Er hatte sie zwar noch nie gesehen, hätte aber doch gerne gewusst, ob dieses Gespenst wirklich umgehe oder ob alles Gerede nur Erfindung sei. Darum machte er gleich die Probe. Er blieb stehen und rief in die Nacht hinaus: « Cordeyena, wenn du um den Weg bist, so tue ein Zeichen ! » Da rauschte es oben im Wald; mit fürchterlichem Gekreisch hob sich ein gewaltiger Krähenschwarm in die Luft, senkte sich im Gleitflug hernieder, sauste dem Manne so nahe am Kopfe vorbei, dass der Wind des Flügelschlages ihm den Hut vom Kopfe riss und verschwand wieder im Walde. Das war ein deutlicher Bescheid.

Obwohl die Cordeyena niemand etwas zuleide tat, fürchteten sich doch viele Leute vor ihr und getrauten sich nachts nicht mehr hinaus. Wem wäre nicht der kalte Grausen über den Rücken gekrochen, wenn er die schwarze Frauengestalt im Mondenschein langsam den Bach entlang wandeln sah, oder wenn sie plötzlich neben ihm aus dem dunklen Gebüsch trat ? Wem wären nicht die Haare zu Berge gestanden, wenn ihr schauerlicher Gesang durch die Stille der Nacht tönte und ständig näher kam, oder wenn die Unheimliche gar neben der Strasse auf einem Steine sass, als warte sie auf ihn ? So wurde die Cordeyena zum Schreckgespenst der Gegend. Des Abends erzählte man beim Lampenschein im Familienkreis von ihren Taten, man redete am Wirtshaustisch von ihr, auf allen Strassen und Wegen hörte man ihren Namen. Viele Jahre ging sie in Heitenried um. Niemand konnte sie bannen, niemand ihr Erlösung und Ruhe verschaffen.

Endlich wusste jemand Rat. Wie der Geist dahergekommen, so könne er auch wieder fortgebracht werden. Man müsse drei Gabeln voll Heu in die Stampfe legen, einige Zeit warten, bis sich der Geist darin eingenistet habe, dann am hellen Tage das Heu auf einen Wagen laden und es auf die Alp Cordey hinaufführen. So werde man die Cordeyena an den Ort zurückbringen, von dem sie ausgegangen. Es sei aber peinlich darauf zu achten, dass kein Blättchen oder Stengelchen Heu in der Stampfe zurückbleibe; denn gerade im letzten Hälmchen verberge sich gewöhnlich der Geist.

Dieser Rat wurde befolgt. Und wirklich — von dem Tage an hat sich die Cordeyena in Heitenried nicht mehr sehen und hören lassen. Sie wird den Rest ihrer Schuld dort abgebüsst haben, wo sie gesündigt hatte. Einmal aber muss auch ihr die Stunde der Erlösung geschlagen haben, denn auf der schönen Alp Cordey geht längst kein böser Geist mehr um.

Der Hutätä.

Der Hutätä, der Hutätä
Där tuet di chline Lütli näh.
Mit syne tusigs Hündleni,
Verjagt är alli Chindleni.
Der Hutätä, der Hutäta.
(Alfons Aeby.)

Es gibt wohl keine Ortschaft im Senseland, wo der Hutätä nicht umging, — hier zu Fuss, dort zu Pferd, hier ganz allein als alter Graubart, dort als dunkler Jäger mit einer Schar schwarzer Hündlein. Nicht selten fuhr er unsichtbar durch die Lüfte. Dann vernahm man nur so ein « Gerädel », als ob tausend Männer und Frauen durcheinander redeten. Ja, manchmal tat er sich in einer sonderbaren Nachtmusik kund. Da hörte man einen mächtigen Schall von Geigen, Hörnern, Pfeifen, Schellen und Trommeln am Himmel dahinziehen. Es ist noch kein Menschenalter her, da schreckte man Kinder, die nach Einbruch der Nacht sich noch draussen aufhielten, mit der Rede: « Gang hiim, süsch chunt der Hutätä u nümmt di ». Aber es gab auch eine Zeit, wo selbst die Grossen sich vor ihm fürchteten, besonders wenn er um die Wintersonnenwende mit seinen Heerscharen im Sturme über die Erde ritt.

Horch, da braust sie heran, die wilde Jagd. Aus dem Heulen des Windes lösen sich hundert und hundert Stimmen und Laute. Sie wirbeln und flattern durcheinander wie dürre Blätter im Herbststurm. Es klingt wie Eulenschrei, Hundegebell, Pferdegetrappel, Gewieher, Gebrüll. Jetzt mischen sich Menschenstimmen darein. Huuh — das heult und schreit und wimmert und stöhnt und flucht

und lacht wie Schlachtenlärm. Was sind das für Stimmen ? Sind es Wut- und Racheschreie von Menschen, die am Leben zerbrachen, — von Verführten, Betrogenen, Enterbten, Vertriebenen ? Ist es das Hohngelächter der Tyrannen, das Geschrei der hungernden Kinder, das Jammern und Stöhnen der Geknechteten und Misshandelten ? — Es sind die Stimmen ruheloser Geister. Geister, die aus den Gräbern steigen, mit dem wilden Jäger im Sturm über die Erde fahren und ihre Not und Qual in den Wind schreien.

Glücklich, wer jetzt sicher und geborgen in der warmen Stube sitzt. Er rühre sich nicht, selbst wenn der Hutätä an den Fensterladen rüttelt, das Tenntor aufreisst oder sein schauriges Huuhhuuh zum Kamin hinunterbrüllt. Wer aber das Fenster öffnet und neugierig hinausblickt, der bekommt sicher einen heftigen Backenstreich, dass ihm davon der Kopf unförmlich aufschwillt, das Fieber ihn brennt und schüttelt, oder ein hässlicher Ausschlag seinen Leib entstellt.

Wehe dem Wanderer, der auf nächtlichen Pfaden der wilden Jagd begegnet. Er muss sich an den Wegrand stellen, den Vorüberstürmenden den Rücken kehren und sich hüten umzuschauen, sonst geht es ihm übel. Wird er auf freiem Felde vom Nachtjäger überrascht, so tut er am besten sich vornüber auf die Erde zu werfen, den Kopf in den Boden zu drücken, die Arme darüber zu kreuzen und so auszuharren bis der Spuk vorüber ist. Wird jemand vom Hutätä gefragt, welche Stunde es sei, dann soll er unerschrocken ihm antworten:

Sigenes spat am Abe
Oder am Morge bizite,
I lobe Gott zu alle Zite.

Fragt er, wohin der Weg führe, so muss die Antwort lauten:

A jeda Wäg,
Ob schmal — ob briit,
Är füert i d'Ewigkiit.

So gab es auch Sprüchlein auf die Fragen: Wer bist du ? — Woher kommst du ? — Wohin gehst du ? Wer um die richtige Antwort verlegen war, kam selten ohne die gefürchteten Backenstreiche oder den schrecklichen Ausschlag davon.

In der Nähe des Dorfes Düdingen begegnete einst ein verspäteter Kilter der wilden Jagd. Statt ihr auszuweichen blieb er trotzig mitten auf dem Wege stehen. Plötzlich stand hoch zu Pferd der Nachtjäger vor ihm. Er schwang drohend ein Beil und fragte: « Junge ! für was ist die Nacht ? » Der Bursche antwortete frech: « Fur was mu si eppa grad brucht ». Da hob der Hutätä das Beil empor, schlug es ihm wuchtig in die Schulter und ritt hohnlachend von dannen. Ein ganzes Jahr lang trug der junge Mann das Beil samt Stiel mit sich herum. Es war wie mit dem Leibe verwachsen und niemand konnte es herausziehen. Schmerzen verursachte es ihm zwar nicht, aber das Ding war heillos unkommod, und wer ihn also sah, der musste laut herauslachen. Endlich konnte ihm ein alter Mann den Rat geben, er solle sich, wenn die wilde Jagd um den Weg sei, wieder an jenen Ort begeben, aber diesmal sich schön bescheiden am Wegrand aufstellen und der Strasse den Rücken kehren. Er tat so. Die nächtliche Jagd stürmte heran. Plötzlich hörte er hinter sich das bekannte Hohngelächter des Nachtjägers und gleichzeitig fühlte er, wie das Beil mit einem Ruck ihm aus der Schulter gezogen wurde.

*
* *

Einst stürmte die wilde Jagd gegen die Horia hinauf. In der Gegend von Jetschwil befand sich ein mutwilliger Junge noch auf der Strasse. Als der Spuk an ihm vorbeiraste, schrie er ins Getöse: « Hutätä — wa wüt du hii ? » Da brüllte ihm jemand mit fürchterlicher Stimme ins Ohr: « Ga Lustorf zue ! » Gleichzeitig empfing er ein « Fläri », dass ihm die Wangen wie Feuer brannten und der Kopf wie ein Mäss aufschwoll.

*
* *

Landauf und landab erzählte man folgende Geschichte:

Auf einem einsamen Bauernhofe war an einem stürmischen Winterabend die ganze Familie um den Tisch versammelt. Da zog auf einmal die wilde Jagd vorbei. Man hörte das Bellen der Hündlein und die Lockrufe des Jägers. Jetzt öffnete der Bauer ein Fenster und rief spottend hinaus: « Huu-tä-tä, huu-tä-tä ! » Da sauste ein Pferdefuss hart an seinem Kopfe vorbei und fiel

polternd auf den Zimmerboden. Draussen aber ertönte die Stimme des Jägers:

« Hesch mer hälfe jage —
Chasch mer hälfe gnage ! ».

Der stinkende Pferdefuss war nicht mehr von der Stelle zu bringen und blieb jahrelang in der Stube.

*
* *

Ein Bursche kehrte spät in der Nacht von einem Kiltgang heim. Als er durch den Farnerawald schritt, hörte er die wilde Jagd heran-

brausen. Er versteckte sich schnell in einem Gebüsche. Jetzt sprengte der Nachtjäger an ihm vobei. Er ritt einen schwarzen Hengst. Ihm folgte eine endlose Schar heulender und rasender Hunde. Als

der ganze Zug schon eine Weile vorüber war, hinkte kläffend noch ein kleines schwarzes Hündchen daher. Der Bursche erkühnte sich und eilte dem «Gäueri» nach. Er fing ihn und trug ihn nach Hause. Dort schloss er ihn in eine «Trucke» und legte noch einen schweren Stein auf den Deckel. Am andern Tage wollte er das Tierchen beim Sonnenlicht genauer ansehen. Was fand er aber in der Kiste ? —

Einen Haufen Rossbollen. Das ärgerte den Burschen. Er nahm die Kiste und schüttete deren Inhalt auf den Misthaufen. Aber kaum hatte er den Rücken gekehrt, da machte es « wauwau, wauwau » hinter ihm. Ein kleines, schwarzes Hündlein sprang vom Miststock herunter und lief bellend dem Farneraholz zu. Die Rossbollen aber waren verschwunden.

*
* *

Ein anderes Mal ging die Jagd der Ärgera entlang. Das war ein schauriges Heulen und Schreien und Schnauben in jener Nacht. Eine Frau öffnete das Fenster, lehnte sich hinaus und rief: « Schwüg doch, du alta Brüeli ! » In diesem Augenblick erhielt sie einen « Chlapf », der beide Wangen traf und wie Feuer brannte. Die Wangen der Frau färbten sich dunkelrot und wurden schliesslich schwarz. Die Zähne fielen ihr aus dem Munde und nach zwölf Tagen starb sie unter den schrecklichsten Schmerzen.

*
* *

Und wieder einmal brauste die Jagd durch den Wildwald. Ein Holzschelm war dort gerade an der Arbeit. Plötzlich stand der Nachtjäger drohend vor ihm. Er war in zottige Pelze gehüllt, hatte langes, kuttertes Haar und einen mächtigen Bart, der aussah wie graugrüner Tannenbart. Der Dieb erhob schnell die Axt gegen ihn. Da geschah etwas merkwürdiges. Der wilde Jäger wuchs so hoch empor, dass sein Haupt beinahe die Wolken berührte. Dann rauschte es und mit drei Schritten stand der Riese auf der andern Seite des Ärgerentales — oben im Tscherlawald.

Vom gschide Christi und vom Lappihans.

Es muss auch solche Käuze geben!
(Gœthe,)

In einem entlegenen Bergdorfe lebte einst ein wohlhabender Bauer. Der hatte zwei Söhne; Hans und Christof hiessen sie. Hans war ein gutmütiger Träumer, nicht dumm, aber auch nicht witzig. Er vergass sich oft und konnte stundenlang einem Vögelein zuschauen, das die Jungen fütterte, oder einem Wurm, der über den Weg kroch, oder einer Ameise, die ein Körnchen schleppte. Bei der Arbeit blieb er nicht selten stehen um den andern zuzuschauen. Wenn dann der Vater mahnte: « Heh, Hans, gehörst du auch zu uns ? » — dann erwachte er aus seinem Traume, griff zu Gabel oder Rechen und schaffte mit. Christof, sein Bruder, war ganz anderer Art. Er arbeitete fleissig, war besonnen und wusste überall seinen Vorteil wahrzunehmen. Besondern Spass machte es ihm, wenn er seinen Bruder im Handel übertölpeln konnte. Dann sagte der Vater jeweils: « Christi, das hast du gescheit gemacht; der Hans aber ist ein Lappi. » So kam es, dass die Brüder nur noch der « gschide Christi » und der « Lappihans » hiessen.

Wenn jemand etwas Dummes anstellt, so lachen die Leute noch lange darüber und erzählen es weiter; aber etwas Kluges übergehn sie schweigend. Darum werden Lappihansens Albernheiten noch heute erzählt, während die Schlauheiten des gschiden Christi längst vergessen sind.

Einst arbeiteten der Vater und der Christi auf einer entlegenen Bergmatte. Hans sollte ihnen das Mittagessen bringen. Es gab Chnuttelini und Reisbrei. Als er so des Weges ging, sprang plötzlich

ein Hund hinter einem Hause hervor, bellte ihn an und fletschte die Zähne. Hans meinte, das Tier wolle ihn zerreissen. In der Todesangst suchte er nach Steinen, fand aber keine. Da griff er in den Korb und schleuderte ein braungebackenes, knusperiges Chnutteli gegen den Hund. Der stürzte sich darauf und verschlang es. Dann knurrte und bellte er von neuem, und Hans warf ihm das zweite Stück. So ging es fort, bis alle Kugeln verschossen waren. Jetzt endlich ergab sich die Bestie und zog sich mit einem gerundeten Bauch hinter das Haus zurück. Hans war gerettet und freute sich seines klugen Einfalls.

Im Weitergehen kam er an einer Felswand vorbei. Da sah er etwas, das ihn alles andere vergessen liess. Ameisen krabbelten über das Gestein und schleppten schwere Lasten. Der Fels war voller Spalten und die armen Tierlein hatten unendliche Mühe diese zu überqueren. Oft stürzten sie samt ihren Bürden in so einen Abgrund und mussten auf der andern Seite den steilen Hang wieder emporklettern. Hans hatte Erbarmen mit diesen kleinen Geschöpfen. Er entnahm dem Korb die Schüssel und den Löffel und fing an die Felsspalten mit Reisbrei auszupflastern und zu ebnen, damit die Ameisen ungehindert darüberlaufen können. So arbeitete er bis die Schüssel leer war. Jetzt erst machte er sich wieder auf den Weg. Spät nachmittags langte er endlich auf der Bergmatte an. Als sich Vater und Bruder mit brandschwarzem Hunger über den Korb hermachten, fanden sie nur eine leere Schüssel.

Ein andermal sollte Hans auf dem Berg droben ein Schaf holen. Unterwegs traf er den alten Pfarrer, der einen kranken Hirten besuchen wollte. Da sie beide den gleichen Weg zu machen hatten, gingen sie miteinander. Aber der Pfarrer blieb alleweil stehen um zu verschnaufen. Jetzt erbot sich Hans, ihn auf den Schultern bis zur Hütte hinauf zu tragen. Weil keine Zuschauer zu befürchten waren, nahm der Pfarrer das Angebot dankend an. Wie nun der gutmütige Junge schweigend mit seiner Bürde bergan stieg, da vergass er sich wieder einmal. Seine Gedanken eilten der Zeit voraus, und es war ihm, als käme er jetzt schon vom Berg hernieder und trüge das Schaf auf den Schultern. Er klemmte dem Pfarrer die Waden und redete zu sich selber: « Bist du feist, heh, bist du feist ?» Erst als der Geistliche ihm die Ohren zupfte und zu sprechen begann: « Heheh,

Hans — sei anständig und mache keine Flausen!» — da erst fand er sich in die Wirklichkeit zurück und seine Wangen färbten sich puttelrot vor Scham.

Nachdem der Vater gestorben war, wurden die beiden Brüder rätig, die Kühe zu teilen. Lange konnten sie sich nicht einigen. Endlich machte Christi diesen Vorschlag: « Wir öffnen beide Stalltüren und binden die Tiere los. Diejenigen, die zur hintern Türe hinausgehen, gehören dir, und die, welche zur vordern hinausgehen, gehören mir. Hans war einverstanden. Vor der Teilung gab Christi den Tieren viel Salz zu lecken, davon sie grossen Durst bekamen. Als sie nun losgebunden wurden, sprangen alle zur vordern Türe hinaus, denn dort stand der Brunnen. Nur ein steinaltes « Ruuggeli » fand durch den hintern Ausgang den Weg ins Freie. Das war jetzt Hansens ganze Habe. Der gschide Christi aber rieb sich schmunzelnd die Hände und log so unverfroren: « Ich kann wirklich nichts dafür, dass die Tiere mich lieber haben als dich ». — Das war sein letzter Triumph, denn just an diesem Tage kehrte sich das Glück von ihm ab und wandte sich dem Bruder zu.

Lappihans dachte: « Was soll ich mit einer einzigen Kuh noch länger bauern. Ich will sie lieber metzgen, die Haut verkaufen und etwas anderes anfangen ». Gedacht, getan. Am nächsten Tage schlachtete er das Tier, rollte die Haut zusammen und trug sie nach der Stadt. Das war aber ein weiter Weg. Hans wanderte und wanderte und gelangte endlich in einen grossen Wald. Inmitten desselben überraschte ihn die Nacht. Jetzt kam er zu einer kreisrunden Lichtung. Auf dieser stand eine mächtige Tanne mit breiten Ästen, die fast bis auf den Boden reichten. Er entschloss sich hier zu übernachten, kletterte auf den Baum und suchte sich in luftiger Höhe einen bequemen Sitz.

Mitten in der Nacht gab es auf einmal ein Mordsgefläder. Drei Hexen — jede von einer andern Seite her — ritten auf Besen heran und liessen sich unter der Tanne nieder. Sie schwatzten, lachten und tschädereten durcheinander wie eine Elsternschar. Dann tanzten sie wie besessen um den Baum. Als sie sich ausgetobt hatten, begann die eine: « Nun, Schwestern, erzählt was ihr verübt habt. Ich selbst hatte einen schlechten Tag; — niemand umgebracht, nichts gestohlen, nichts verdorben. Aber von heute an muss es anders gehen ».

— Jetzt redete die Zweite: « Schaut, das habe ich gestohlen, ein Säcklein voll Goldstücke, doch sage ich nicht bei wem. Lüpft einmal, wie schwer das ist. Ich verstecke meinen Raub einstweilen hier im hohlen Baum. Sobald die Luft sauber ist, hole ich ihn ».

Nun berichtete die Dritte: « Ich hatte einen guten Tag. Drunten in der Stadt kehrte ich beim reichen Löwenwirt ein und machte sein schönes Töchterlein krank. Jetzt liegt es fieberglutig im Bett. Die Ärzte kommen und gehen. Keiner kann helfen. Man müsste ihm herzwarmes Blut von einem schwarzen Hund zu trinken geben, dann würde es wieder gesund. Aber wem käme das in den Sinn ? Nach

drei Tagen wird das Mädchen sterben ». — « Hui, das hast du gut gemacht ! » riefen jetzt die andern Hexen, reichten sich die Hände und tanzten abermals wie toll um den Baum herum. Auf einmal schrie eine: « Es taget überm Wald ! » Da eilten sie zu ihren Besen und flogen mit Geschrei von dannen.

Lappihans glaubte, er habe geträumt. Mit sturmem Kopf stieg er vom Baume hernieder. In der Höhlung des Stammes fand er das Säcklein mit den Goldstücken. Die Hexen mussten also wirklich dagewesen sein. Er wickelte die Beute in die Kuhhaut und machte sich auf den Weg. Nach langer Wanderung erreichte er die Stadt. Dort verkaufte er einem Gerber die Haut. Dann schlenderte er planlos durch die Gassen und Gässchen. Plötzlich stand er vor einer grossen Wirtschaft, an der ein goldener Löwe als Schild prangte. Er trat ein und liess sich einen Trunk geben. Die Wirtsleute waren sehr betrübt und erzählten, ihr einziges Kind, eine Tochter von zwanzig Jahren, sei zum Sterben krank, und kein Doktor könne ihr helfen. « Sie ist verhext worden », sagte jetzt Lappihans. — « Dumms chibe Züg », brummte der Wirt, schüttelte ärgerlich den Kopf und ging hinaus. Die Wirtin, die heimlich auch schon an eine Verhexung gedacht, aber es nie auszusprechen gewagt hatte, setzte sich neugierig zu Hans an den Tisch, und er erzählte ihr sein nächtliches Erlebnis im Walde. Das brachte die Frau in freudige Aufregung. Noch in der gleichen Stunde wurde ein schwarzer Hund geschlachtet und sein warmes Blut der Tochter zu trinken gegeben. Augenblicklich fühlte sich die Jungfrau gesund, stand auf, fiel ihrem Retter um den Hals und küsste ihn dankbar. Der Wirt tat ganz närrisch vor Freude. Er machte Hans reiche Geschenke und führte ihn endlich mit seiner Kutsche nach Hause zurück.

Als der gschide Christi seinen Bruder in dem noblen Fuhrwerk heimkehren sah und die Reichtümer gewahrte, die er mitbrachte, da erwachte in ihm der böse Neid. Hans musste ihm seine Erlebnisse genau erzählen. Da dachte er: « Wenn schon der dumme Lappi soviel Glück hatte, wieviel mehr müsste ich erst haben ». Er schlachtete auch eine Kuh, nahm die Haut unter den Arm und eilte der Stadt zu. Gegen Abend durchquerte er den grossen Wald, fand die Lichtung, kletterte auf den Baum und wartete gespannt auf die Wiederkehr der Hexen. Um Mitternacht flogen sie daher und lies-

sen sich unter der Tanne nieder. Da begann die eine zu jammern und zu heulen: « Das Gold ist fort. Es muss jemand hier gewesen sein». Die Zweite schnaufte vor Zorn und rief: « Die Wirtstochter ist wieder gesund geworden. Es muss uns letzte Nacht jemand belauscht haben. Hah ! wenn ich den erwische, in hundert Stücke zerreisse ich ihn ».

Jetzt bekam Christi auf dem Baum droben eine heillose Angst. Er begann zu zittern und zu schlottern . Die Kuhhaut entglitt seinen Händen und fiel just auf die Hexen hinunter. Die fuhren kreischend auf und spähten ins Geäst des Baumes. Plötzlich schrie eine: « Seht, seht ! Da droben hockt er, der Dieb, der Lauscher, der Verräter ! » Mit einem Wutgeheul kletterten alle drei wie blutgierige Katzen den Baum hinauf, ergriffen den gschiden Christi und zerrissen ihn zu Fetzen und zu Flaum.

Lappihans erbte die Güter seines Bruders, heiratete des Löwenwirtes einzig Töchterlein und wurde so der reichste Mann des Landes.

Nachwort.

Im Jahre 1812 gaben die Gebrüder Grimm ihre Märchensammlung heraus. Wohl selten fand ein Buch grössere Verbreitung als dieses, und heute noch erfreut es Jung und Alt. Allerorts begann man darauf die halbvergessenen Sagen und Märchen zu sammeln. Man erkannte, dass diese ein wertvolles Kulturgut, ein geistiges Erbe vergangener Zeit darstellten. Dichter, Maler und Musiker griffen nach diesen Stoffen und formten daraus unsterbliche Werke.

Auch in der Schweiz begann man eifrig zu sammeln. Heute hat beinahe jeder Kanton seine eigene Sagensammlung. In unserer engern Heimat aber ist in dieser Hinsicht wenig getan worden, obwohl die Ernte reich ausgefallen wäre. Einzig Franz Kuenlin (1781-1840) hat in seinem Buche « *Historisch romantische Schilderungen aus der Westschweiz* » eine Anzahl Sagen aus Deutschfreiburg veröffentlicht und so für die Nachwelt gerettet. Wenn trotz allem heute noch eine Sammlung « *Sagen und Märchen aus dem Senseland* » an die Öffentlichkeit treten darf, so verdanken wir dies dem Umstand, dass unser Ländchen bis vor wenigen Jahrzehnten ein abgeschiedenes Dasein führte und mit der grossen Welt nur wenig in Berührung kam. So konnten sich die Sagen namentlich im Bergland länger erhalten. Nicht wenige aber sind vergessen worden und für immer verloren gegangen. Umsomehr wollen wir uns an denen erfreuen, die uns erhalten blieben.

Quellen.

Dem genannten Buche von *Franz Kuenlin* sind folgende Sagen entnommen und *frei nacherzählt* worden:

Ritter Velga
Hett Neuhaus (siehe: Der Klopfgeist)

Die Ankenbettler (siehe: Die singenden Berggeister)
Menziswil (siehe: Kapellen im Senseland)
Die Hexe von Rufenen
Der Geisterzug
Der Ochs von Düdingen
Der Spielmann
Die Schlangenbeschwörung (II. Teil)
Der Gassentätscher

Die drei letztgenannten Sagen konnten durch einige Episoden, welche die Nachforschung noch zu Tage gebracht hatte, ergänzt werden.

Die Entstehung des Schwarzsees hat uns *Notar Ch. Marro* (1800-1878) in einem Gedicht geschildert. Er überlieferte uns auch die Sage von den Schlössern Tscherlu, Tscherla, Tschupru, die als Einleitung zum « Tscherla-Ungeheuer » Verwendung fand.

Dem *Volkskalender* für Freiburg und Wallis verdanken wir die Angaben über die Entstehung der Kapellen von Weissenbach, Winterlingen, Elswil und Niedermuhren.

Alle übrigen Sagen sind im Laufe vieler Jahre, auf ungezählten Wanderfahrten kreuz und quer durch unser schönes Senseland, dem Volksmund abgelauscht und inhaltsgetreu nacherzählt worden.

Ein herzliches Dankeswort möchte der Sammler allen jenen aussprechen, die ihm mit Rat und Tat zur Seite gestanden sind:

Vorerst all den Erzählern und Erzählerinnen landauf und landab, die aus der Tiefe der Erinnerung die köstlichen Schätze ans Licht brachten.

Dann Herrn Professor Eugen Reichlen für die trefflichen Illustrationen, in denen ein gutes Stück Senslerlandschaft festgehalten ist.

Endlich dem Verein für Heimatkunde für die Veröffentlichung in den « Beiträgen ».

Spät erklingt
was früh erklang.

(Gœthe).

Mögen unsere Sagen den Heimweg finden ins Senseland. Dem Senslervolk gehören sie; aus ihm sind sie hervorgegangen. Nicht

ein einzelner — das ganze Volk hat sie gedichtet und Generationen haben daran geformt und gefeilt. Sie erfreuten, belehrten, mahnten, trösteten. Als ein kostbares Erbstück gab sie ein Geschlecht an das andere weiter. Mögen sie heute noch einmal Zeugnis ablegen vom schlichten, frommen Sinn, von der Geisteskraft, der Gemütstiefe und der sittlichen Grösse unserer Ahnen.

German Kolly